BAUNETZWOCHE#504

Das Querformat für Architekten

18. Januar 2018



DIESE WOCHE

Leidenschaft fürs regionale Handwerk, interkulturelles Ideen-Pingpong, gediegene Schweizer Betonkunst oder schneller Erfolg im Kasino – und nicht zu vergessen die Arbeit im nomadischen Kollektiv. Berufswege in der Architektur beginnen heute auf vielfältige Weise, was auch unsere Shortlist für 2018 zeigt. Mehr davon! – und mittendrin: Drei junge Designer, die die Grenzen zwischen Raum und Objekt verschwimmen lassen.



Titel: Main Hall in Darmstadt von ConstructLab, in Zusammenarbeit mit Atelier Bow-Wow, Foto: Kristof Lemp **oben:** Gemeinsam Wohnen, Projekt von Max Otto Zitzelsberger, Modellbild

6 Shortlist 2018

7 Krill, Rotterdam – 11 Petra Gipp, Stockholm – 14 Leinert Lorenz Architekten, Dresden – 18 Armon Semadeni, Zürich 22 CHYBIK+KRISTOF, Brno / Praha / Bratislava – 27 DATA, Paris 31 AGi architects, Madrid / Kuwait – 34 Gerdesmeyer & Krohn, Köln – 38 Svizzera 240, Venedig 2018 – 41 Studio Martha Schwindling, Berlin – 46 Richter Musikowski Architekten, Berlin 49 Max Otto Zitzelsberger, München – 53 ConstructLab

4	News
58	Tipp

59 Bild der Woche

BauNetz Media GmbH

Chefredaktion: Friederike Meyer Gestaltung / Artdirektion: Natascha Schuler



Architekturwoche

Foto: Brigida González

MITTWOCH

Dass die Presselandschaft einer riesigen Echokammer gleicht, ist bekannt. Trotzdem überrascht es immer wieder, welche News selbst zu Neuigkeiten werden. Klar, bei Internet-Phänomenen ist das ganz normal, aber bei gedruckter Architekturkritik? Die Münsterland Zeitung würdigte jedenfalls kürzlich ausgiebig einen Artikel von Dagmar Ruhnau in der Deutschen Bauzeitung über das Kulturhistorische Zentrum in Vreden – inklusive Textanalyse und Kommentar der erfreuten Museumsdirektorin. Auch der Kreis Borken sei stolz auf die Erwähnung des Gebäudes von Pool Leber Architekten, heißt es weiter, man spiele jetzt quasi in der Bundesliga. Und wo schon so viel Freude herrscht, da reiht man sich gerne ein mit einer weiteren medialen Rückkopplung: Schön, dass es in der Provinz nicht nur gute Architektur, sondern auch aufmerksame Leserinnen gibt. sb

4

NEWS

LIVINGWOOD

ARCHITEKTURFORUM IN KÖLN



Wohnbau in Graz von SPS Architekten, Foto: Paul Ott

Die Zukunft der Architektur liegt im Holzbau – insbesondere, wenn es um schnelles und ressourcenschonendes Bauen geht. Ein schöner Nebeneffekt: Bei Wohnbauten empfinden die Nutzer Holz als besonders lebenswert. Im Rahmen der Leitmesse Dach + Holz in Köln widmet das BauNetz dem Thema am 22. Februar 2018 ein eigenes Architekturforum: Bei Livingwood präsentieren wichtige Praktiker des Wohnungsbaus preisgekrönte, innovative und visionäre Projekte in Holz. Mit dabei sind unter anderem SPS Architekten, Sauerbruch Hutton, Kaufmann Bausysteme oder SEHW Architektur, Außerdem wird im Sinne von Design-to-Production die Umsetzung im Holzbau beleuchtet. Zur kostenfreien Anmeldung:

www.baunetz.de/livingwood

ZUKUNFT SCHWARZWEISS

OBJEKT IM BAUNETZ WISSEN



Foto: Schnepp Renou

Zwischen all den streng orthogonalen Steinfassaden der Neubauten am Berliner Alexanderufer fällt das Futurium auf: Seine schräg geschnittenen Außenwände verengen sich zu übergroßen Schaufenstern, die weit über die Zugänge hinausragen. Die Fassade schillert – weder offen noch geschlossen - zwischen technischer und organischer Struktur. Richter Musikowski schufen diese Antwort auf das Bonner Haus der Geschichte – das Haus der Zukunft in Berlin. Errichtet auf polygonalem Grundriss, besteht seine Vorhangfassade aus gefalteten Edelstahlreflektoren und keramisch bedrucktem Gussglas. Im Inneren eröffnen sich weite Räume in Weiß und Schwarz, akzentuiert durch ein Kaleidoskop gerasterter Strukturen. www.baunetzwissen.de/elektro

CUPBOARD LOVE

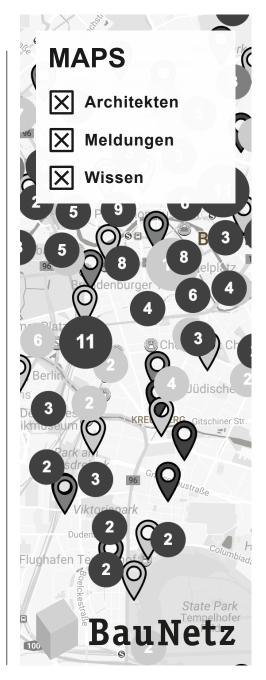
AUSSTELLUNG IN WINTERTHUR



Nortiaka Minami: "1972", seit 2010

Ohne ihn geht es kaum, und doch wollen wir ihn oftmals loswerden – so pointiert beginnen die Kuratoren einer Winterthurer Ausstellung über den guten alten Schrank. Er diene der Sicherung und der Ordnung, nicht nur von Dingen, sondern auch von Wissen, Erinnerungen oder Geheimnissen, heißt es weiter. Und entsprechend diesem Motto ist die Ausstellung auch breit angelegt. Um den Schrank im Design geht es hier ebenso wie in der zeitgenössischen Kunst, im Film und in der Kulturgeschichte. Berührt wird damit auch ein seltsames Paradox aus der Architektur: Einerseits mag der Minimalismus keine Schränke, andererseits gleichen viele der gerade so beliebten Minihäuser selbst welchen. Bis 22. April 2018

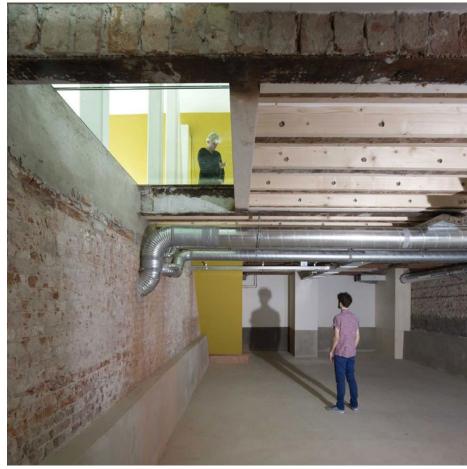
 $\underline{www.gewerbemuseum.ch}$



< >

Donnerstag, 22. Februar 2018 DACH+HOLZ International in Köln





KRILL, ROTTERDAM KOLLEKTIVES WISSEN IN BETON

VON DINA DOROTHEA FALBE

Links: Harmen van de Wal Oben: Het Buro & de Bovenkamer in Rotterdamm, Zusammenarbeit mit Christian Müller Architects,

Foto: Jaroen Musch

ω



Het Buro & de Bovenkamer in Rotterdamm, Foto: Jaroen Musch

Ihr arbeitet viel mit Bestandsarchitektur. Im Projekt "De Bovenkamer" wolltet ihr alle Ebenen der Geschichte des Hauses freilegen. Warum?

Harmen van de Wal: Durch unsere Umbauprojekte haben wir die Tatsache, dass ein Haus eine Geschichte hat, als Qualität erkannt. Im Projekt "De Bovenkamer" sollte eine soziale Einrichtung entstehen. Würde man ein Gebäude dieser Nutzung in den Niederlanden neu errichten, geschähe dies mit billigen Materialien, die auch noch leicht zu reinigen sein müssten. Es würde eine sterile Anmutung entstehen, die wir vermeiden wollten. Daher waren wir froh, das alte Material – also den Bestand – nutzen zu können. Indem wir die Balken freigelegt haben, kann man nun die Zeichen der Zimmerleute sehen, die das Haus ursprünglich gebaut haben. Wir hatten das Gefühl, dass eine sichtbare Überlagerung der Geschichte des Hauses die Raumerfahrung dort bereichern würde.

Seid ihr mit dem Ergebnis zufrieden?

Ja! Wir waren später dort und haben gesehen, dass das Projekt funktioniert – nicht nur ästhetisch, sondern auch inhaltlich. "De Bovenkamer" dient zwei Gruppen: zum einen ist es eine betreute Wohnanlage für Jugendliche, die aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr bei ihren Eltern leben und nun eine neue Perspektive für ihr Leben suchen. Und dann wohnen dort junge Menschen, die schon etwas erreicht haben und so eine Vorbildrolle übernehmen können: Doktoranden, die am benachbarten Krankenhaus tätig sind, und beispielsweise auch Architekturabsolventen, die gerade ein Praktikum in einem Büro machen. Der Altbau gab uns die Möglichkeit, jedes einzelne Zimmer individuell zu gestalten. Zudem wollten wir unbedingt einen Raum schaffen, in dem die beiden Gruppen sich im Alltag begegnen und zusammenkommen. Ich war mal mit einem Freund in der Gegend. Wir wurden spontan zu einer Party in dem Gebäude eingeladen und kamen so mit den Bewohnern ins Gespräch.

Wenn wir entwerfen, stellen wir eine Hypothese auf, wie die Nutzung später sein wird und welche Räume sie braucht. Normalerweise ist es nicht unsere Aufgabe als Architekten, diese Hypothese dann auch zu überprüfen. Ich denke aber, dass das sehr wichtig ist!

Harmen van de Wal gestaltet gern, darum ist er Architekt geworden. Die Philosophie seines Rotterdamer Büros Krill ist dabei eher ungewöhnlich: "Architektur erhält ihren Wert erst durch ihren Nutzen für die Menschen und dieser Nutzen verändert sich mit der Zeit." Bewusst grenzt sich das Büro von jener elitären Position ab, die für viele immer noch zum Klischee des Architektenberufs gehört. Stattdessen steht für Krill die wechselseitige Beziehung zwischen Architektur und ihren Nutzern im Vordergrund: "Krill laden die Menschen ein, in ihre Entwürfe einzugreifen, genauso, wie Krill in die Welt der Menschen eingreifen." Obwohl es Krill schon eine Weile gibt, scheint ihre Position heute besonders relevant: Krill machen Architektur mit sozialer Verantwortung, bauen für Obdachlose, Drogenabhängige und Jugendliche im betreuten Wohnen. Krill forschen zur guten Nachbarschaft im großmaßstäblichen Wohnungsbau und wissen, wie Partizipation funktioniert. Nicht zuletzt bauen Krill oft und gerne im Bestand und zelebrieren dabei eine Ästhetik des Unperfekten. Welche Haltung steht hinter dieser Ästhetik und dem sozialen Engagement?

6

Mit Eurem Projekt "Millinx 2" baut ihr ein Gebäude bereits zum zweiten Mal um. Die Architektur ist nicht nur funktional, ihr verwendet auch "irrationale" Objekte, wie die aus Beton gegossenen Türen. Ist das eine architektonische oder eine künstlerische Idee?

Bei beiden Umbauten wollten wir, dass die jeweils alte Situation in der neuen Form sichtbar bleibt, aber wahrscheinlich muss ich antworten: Kunst. Uns hat die Plastizität ästhetisch überzeugt. Wir haben auch andere, vielleicht architektonischere Lösungen ausprobiert, sie haben uns aber nicht gefallen. Also: Ja, es gibt ein paar Irrationalitäten!

Ihr nutzt auch partizipative Prozesse, um die Bedürfnisse der Nutzer kennenzulernen. Ich denke da zum Beispiel an den "Lounge Library Table". Wie funktioniert das? Wie ermutigt ihr die Leute, sich zu beteiligen?

Partizipation ist für mich immer noch eine Herausforderung! In diesem Projekt ging es um einen Neubau eines anderen Architekten mit einer schönen, energetisch nachhaltigen Fassade, aber leider ziemlich schlechten Verkehrsräumen. Aus meiner Sicht sind die Verkehrsräume der Schlüssel zur Lebensqualität in einem großen Wohnungsbau. Wir haben kürzlich ein Buch dazu veröffentlicht: "Privacyscript. De invloed van architectuur op sociale interactie in woongebouwen". Daher konnten wir nachvollziehen, warum die Bewohner unzufrieden waren. Die Wohnungsbaugesellschaft beauftragte uns, diese Situation zu verbessern. Wir haben gesagt: Ja, wir können etwas entwerfen, brauchen aber die Unterstützung der Bewohner. Also haben wir Workshops organisiert, an denen wirklich viele Bewohner teilgenommen haben: 40 bis 50 Leute pro Veranstaltung.

Wie muss man sich das vorstellen, wenn so viele Leute in einem Workshop zusammenarbeiten?

Wir haben zuerst einmal ein paar Fragen gestellt. Zum Beispiel sollten die Bewohner aus ihrer Sicht die Bedeutung einiger Räume in ihrem Gebäude beschreiben. Wir haben gefragt, wie sie reagieren würden, wenn sie in einem bestimmten Raum einer fremden Person begegnen würden oder einem Nachbarn oder jemandem von der Wohnungsbaugesellschaft. So konnten wir gemeinsam verschiedene Ebenen von

Privatheit im Gebäude definieren. In kleinen Gruppen von fünf Personen haben wir außerdem neue Nutzungsmöglichkeiten für bestimmte Räume diskutiert. So konnte ein Wunschkatalog erarbeitet werden, der dann die Grundlage für unseren Entwurf war. Ich glaube nicht an Co-Design – bestimmte Dinge können wir besser als andere, deshalb ist das unser Job. Ich glaube aber an das kollektive Wissen vieler Menschen. Wenn wir gemeinsam mit den Bewohnern arbeiten, schaffen wir auch ein Bewusstsein für Verantwortung.

Für einen kleinen Kindergarten habt Ihr eine gläserne Erweiterung gebaut. Warum ist diese Beziehung zum Außenraum wichtig? Ist sie speziell in den Niederlanden wichtig oder überall?

Ich denke, dass die Beziehung zwischen Außen- und Innenraum allgemein wichtig ist. Ich weiß aber auch, dass es in unterschiedlichen Ländern unterschiedliche Traditionen gibt. In Deutschland werden Außen- und Innenraum eher als getrennte Welten wahrgenommen. Ich bin in Indonesien aufgewachsen, wo die Beziehung zum Außenraum sehr eng ist – das hat mich geprägt. Für meine Arbeit interessiert mich ein gradueller Übergang zwischen innen und außen, zwischen privat und öffentlich. Ich finde, man sollte sich dessen bewusst sein, dass die Welt nicht an einer Wand endet, sie geht darüber hinaus. Alle Räume stehen in Beziehung zueinander.

Mit dem Rijkbouwmeester gibt es in den Niederlanden eine staatliche Position, deren Aufgabe die Förderung von Baukultur ist. Glauben Sie, dass so die Architekturqualität in den Niederlanden wirklich grundsätzlich verbessert wird?

Ich finde den aktuellen Rijkbouwmeester Floris Alkemade sehr gut! Er fordert die Architektenschaft heraus, ihre Rolle in der Gesellschaft zu hinterfragen. Zum Beispiel hat er einen Wettbewerb ausgeschrieben mit dem Titel: "Who cares?". Architekten waren aufgefordert, gemeinsam mit anderen gesellschaftlichen Akteuren Konzepte zum Beispiel für altersgerechtes Wohnen zu entwickeln. Den Wettbewerb kann am Ende nur ein Büro gewinnen, aber der eigentliche Gewinn ist der Diskurs, der im Prozess entsteht.

www.krill.nl







Millinx, 2. Umbau durch Krill in Rotterdam Links: Im Hof von Millinx 2, beide Fotos: Ralph Kämena Oben: Lounge Library Table für einen Bestandsbau in Vlaardingen, Foto: Frank Hanswijk





Oben: Firmensitz in Linköping, Foto: Carnilla Lindqvist
Oben: Firmensitz in Linköping, Foto: Björn Sandlund
Nächste Seite: Membrane auf der Biennale in Venedig
2014, zusammen mit Akane Moriyama

PETRA GIPP ARKITEKTUR, STOCKHOLM AN DEN RÄNDERN DER DISZIPLIN

VON GREGOR HARBUSCH

BAUNETZWOCHE#504 < >



Man sieht es den Bauten von Petra Gipp vielleicht nicht sofort an, doch verwundert ist man ob der architektonischen Qualität nicht: Die Stockholmerin hat sich von Anfang an nicht nur mit Architektur, sondern auch mit Kunst beschäftigt. Zum Studium ging sie deshalb ganz bewusst nach Dänemark, um dort an der Kunstakademie Kopenhagen zu lernen. Das System in Schweden sei ihr zu technisch und verschult gewesen, betont sie. Für sie war es interessanter, unabhängig an eigenen Projekten zu

arbeiten und mit bildender Kunst, Fotografie, Installationen und vor allem Skulptur zu experimentieren. Zehn Jahre studierte sie in der dänischen Hauptstadt und gründete dann mit zwei Partnerinnen ein Büro, das im Bereich Architektur und an den Grenzen der Disziplin agierte. Es folgten zwei berufliche Zwischenstationen, bis sie gewissermaßen zu sich selbst fand: Seit 2009 betreibt sie ihr eigenes Büro in Stockholm, das momentan zehn Mitarbeiter umfasst.

Landhäuser in traumhafter, einsamer Landschaft sind ein schwedisches Klischee – und tatsächlich war auch Gipps erstes eigenes Projekt ein stimmungsvolles Refugium in einem Naturreservat. Ein klar geschnittener Hauskörper, schwebend über dem Boden, eine weitgehend geschlossene Fassade aus vertikalen Holzlatten, wenige riesige Fenster und ein Kamin aus Sichtbeton, der als senkrechter Kontrapunkt fungiert: Mit diesem Entwurf definierte sie ein formales Vokabular, an dem sie vor allem mit ihren Landhäusern kontinuierlich weiterarbeitet. Essenziell sind für Gipp der Bezug zur Landschaft sowie das Zusammenspiel ihrer Häuser mit Felsen, Wald, Wind, Sonne und Umgebung.

Der Grenze zwischen Haus und Außenraum kommt dabei besondere Bedeutung zu. Was damit konkret gemeint ist, macht das 2013 vollendete "Haus Stupet" am Steilufer des Sees Vättern klar. Gipp entwarf hier einen eher kompakten und kleinen Baukörper, der sich konzeptionell als räumlicher Knotenpunkt in eine lange Treppe hinab zum Wasser einfügt. Insgesamt acht Türen verbinden die wenigen Innenräume

direkt mit der Natur! Das kleine Studio des Hauses ist sogar nur über die umlaufende Terrasse zu erreichen. Die Häuser böten eben immer auch die Möglichkeit, Neues auszuprobieren und experimentell zu arbeiten, betont Gipp, um gleich darauf auf eine ganz grundsätzliche Frage zu kommen, die sie mit ihrer Arbeit umtreibt: "Was könnte Architektur gegenwärtig eigentlich sein?"

Zwei aktuelle Projekte verdeutlichen, was sie damit meint: Für die Firma Nordskate – die ansonsten Skateparks baut – arbeitet sie an einem Apartmenthaus aus vorgefertigten Betonelementen, das über eine offene Erschließung verfügt. Es ist der Versuch, ein Stück Offenheit und Leben in ein durchgrüntes Wohngebiet am Rande Stockholms zu bringen. Und in der mittelschwedischen Stadt Linköping wagt sie ein typologisches Experiment. Zusammen mit dem Bauherrn, für den sie vor einigen Jahren ein dreieckiges Forschungsgebäude baute, dessen Hülle komplett aus schwarzer Teerpappe bestand, plant sie momentan ein Haus, das neue Möglichkeiten des temporären Wohnens, Arbeitens und Forschens offerieren soll.

Aber auch außerhalb des eigentlichen Baugeschehens ist Gipp aktiv. Zwei Mal konnte sie bisher auf der Architekturbiennale in Venedig ausstellen. In beiden Fällen arbeitete sie mit Künstlern zusammen, um atmosphärische Installationen zu schaffen, die auf abstrakte und zugleich stimmungsvolle Weise Grenzen und Möglichkeiten des Architektonischen thematisieren. Im Jahr 2012 entstand so die Installation "Knot", die Gipp in Zusammenarbeit mit der Komponistin Kim Hedås entwickelte. Zwei Jahre später arbeitete sie mit der japanischen Textilkünstlerin Akane Moriyama an einer Installation, in der Wollfasern und Gips kombiniert wurden.

Wer mehr von Petra Gipp sehen möchte und Anfang Mai in Stockholm ist, der kann sich dort in der Kunsthalle Liljevalchs eine Ausstellung ansehen, die sie gerade vorbereitet und zu der auch ein Buch erscheinen wird. Das Projekt versteht sich als eine Wiederannäherung an die bisherigen Projekte. Gipp arbeitet momentan an konzeptionellen Gipsmodellen und Tuschezeichnungen, die sie als analytische Auseinandersetzung mit dem bisher Entworfenen und Gebauten begreift. Vor dem Hintergrund der beiden Installationen in Venedig darf man sicherlich ein inspirierendes Setting erwarten, das die Grenzen herkömmlicher Architekturvermittlung überschreitet.

www.gipparkitektur.se







Links: Wochenendhaus in Ödeshög, Foto: Björn Lofterud Oben: Forsthaus in Grimeton, Foto: Åke E:son Lindman



Falk Leinert und Dirk Lorenz, Foto: Thomas Friedemann Diese und nächste Seite: Wohnhaus in Omsewitz, Fotos: Christian Börner



LEINERT LORENZ ARCHITEKTEN, DRESDEN KREATIVE GENERALISTEN

BAUNETZWOCHE#504

Sie kennen sich schon lange, das merkt man sofort, aber die Umstände überraschen dann doch: Falk Leinert und Dirk Lorenz sind schon zusammen zur Schule gegangen, und als sie sich am letzten Tag des Abiturs ihren Studienwunsch verrieten, lautete die Antwort bei beiden: Architektur! Vor dem Studium stand jedoch eine Ausbildung – "wir sind eher praktische Typen", heißt es hierzu im Gespräch –, und so wurde Falk Leinert zunächst Maschinen- und Anlagenmonteur und Dirk Lorenz Bautischler. Sie waren also schon mit der technischen und handwerklichen Seite des Bauens vertraut, bevor sie sich an der TU Dresden noch mal ganz neu ausprobieren konnten. Und das mag dazu beigetragen haben, dass sie die Freiheit, in einem geschützten Raum Ideen zu entwickeln, ganz anders zu schätzen wussten.

Prägend in dieser Zeit waren Professoren wie Gunter Henn und Carsten Lorenzen, bei denen sie auch ihr Diplom gemacht haben – Lorenz bei Henn und Leinert bei Lorenzen. Gerade deren unterschiedliche Ansätze fanden sie spannend, ergänzt um den Einfluss von Ivan Reimann, der ebenfalls eine Professur in Dresden innehat. Die "visionären Wohnungsbauprojekte" von Lorenzen, den sie als heiteren, experimentellen Typen beschreiben, waren für sie inspirierend. Und wichtig war eben auch Henn, der – etwa in Bezug auf das Erlernen des architektonischen Handwerkszeugs – die Rolle eines Meisterlehrers übernahm.

Schon während des Studiums realisierte Leinert selbstständig kleinere Wohnungsbauprojekte, die er über die Studienzeit hinaus weiterführte, weshalb er der Stadt Dresden erhalten blieb. Hier arbeitete er dann für das Büro Wörner & Partner, während Lorenz zunächst in die Schweiz unter anderem zu Holzer Kobler Architekturen ging. Zurück in Dresden folgte für ihn außerdem noch eine Zeit bei Peter Kulka. Parallel zu ihrer Arbeit für diese größeren Büros gründeten die beiden 2007 Leinert Lorenz Architekten. Ungewöhnlich ist, dass von Beginn an zwei fest angestellte Absolventen für sie arbeiteten, zeitlich wäre es nicht anders gegangen. "So wie ich das Geld bei Kulka verdient habe, so habe ich es dann in unser Büro getragen", beschreibt Dirk Lorenz die wilde erste Phase. Nach und nach, mit jedem zufriedenen Bauherrn, mehrten sich die Aufträge und sie konnten sich ganz auf die Arbeit im eigenen Büro konzentrieren.

"Bei uns fängt alles mit der Ausführung an." Das bedeutet für die beiden sowohl, dass sie ihre ersten Berufserfahrungen schon in der Bauleitung bei großen Projekten etwa im Krankenhausbau gesammelt haben, vor allem aber auch, dass sie den Entwurf eines Gebäudes schon mit dem Blick desjenigen betrachten, der es letzten Endes auch baut. Und Falk Leinert ergänzt: "Der Architekt gestaltet das Projekt in jeder Leistungsphase bis in die Spitzen." In diesem Sinne sehen sie die Rolle des Architekten ganz klassisch, als Generalist und Baumeister. Eine Haltung, die durchaus nicht mehr selbstverständlich ist angesichts der zunehmend komplexen Bautechnologien und Spezialisierung der Fachplanungsbereiche beim Bauen.



Bisher haben sie vorwiegend Wohnungsbauten realisiert, sowohl für private Bauherrn als auch für Bauträger, Sanierungen wie auch Neubauten. Wenn sie in der Zusammenarbeit mit Bauträgern Projekte nicht bis in die Ausführung und Bauleitung betreuen konnten, so versuchten sie dennoch, die Zügel in der Hand zu behalten und zumindest als Berater das Projekt bis zum Ende zu begleiten – was bisher auch geglückt ist.

Einen Meilenstein nicht zuletzt mit Blick auf den Maßstab stellt in ihrem Büroportfolio der neungeschossige Wohnsolitär an der Gret-Palucca-Straße in der Dresdner Südvorstadt-Ost dar. Schon die stringente Fassade in dunklen Farbschattierungen lässt erahnen, dass es keine ganz leichte Aufgabe war, ein solches Haus zu realisieren. Generell gelte in Dresden das Credo, dass kein Haus höher sein dürfe als der Rathausturm. Und auch wenn es zwischendurch andere Phasen gegeben habe, so seien doch die restaurativen Tendenzen in der Stadt mitunter dominant – lieber "weniger und nicht so laut". Dirk Lorenz wirft schmunzelnd ein, sie sehen sich in diesem Zusammenhang ein wenig als *Enfants terribles*, die den lokalen Bewahrern auch mal etwas entgegensetzen. Gleichzeitig fühlen sie sich der Stadt aber sehr verbunden

und wollen sie in Zukunft weiter mitgestalten, das mache ihnen einfach Freude. Gut ist es da, dass die Rückmeldungen zur ihrem Hochhaus ausschließlich positiver Natur waren.

Ebenso wie sie sich als Architekten des gesamten Bauprozesses sehen, können sie sich auch vorstellen, zukünftig andere Typologien zu bearbeiten, meint Falk Leinert: "Wir sehen uns als Vollblutarchitekten und würden auch alles, was man bauen kann, bauen." Finanziell gab es zwar schon manche Durststrecke – ein Umstand, den Lorenz mit "Wir hatten immer Arbeit, ... Geld hatten wir nicht immer" kommentiert. Aber, und das ist den beiden als Teil ihrer Bürophilosophie wichtig, sie haben noch nie jemanden entlassen müssen. Derzeit sind sie zu acht, jedoch warten nach ihrem kürzlichen Umzug in ein schönes neues Büro noch ein paar leere Tische darauf, von neuen Mitarbeitern besetzt zu werden.















8

ARMON SEMADENI ARCHITEKTEN, ZÜRICH HALTUNG GEWINNT

VON DINA DOROTHEA FALBE



1 Wohnhaus Letzi, 1. Preis im Wettbewerb



BAUNETZWOCHE#504 < >

Anstatt sich auf bestimmte Bauaufgaben zu spezialisieren, erprobt Armon Semadeni mit seinen 30 Mitarbeitern das architektonische Können an ständig neuen Aufgaben: Allein in Zürich baute er beispielsweise den barocken Beckenhof um, konnte kürzlich einen Wohnkomplex an der Kronenwiese fertigstellen und plant aktuell zwei neue Hochhäuser. Bisher baut Armon Semadeni ausschließlich in der Schweiz, doch der erst achtunddreißigjährige Architekt sucht ständig neue Herausforderungen. Diese dürften zukünftig auch "sehr gerne im europäischen oder internationalen Umfeld" auf ihn zukommen, erklärt der gebürtige Berner.

In der Schweiz gelingt es jungen Architekten öfter als in Deutschland, offene Wettbewerbe zu gewinnen und sich so einen Namen zu machen. Doch auch vor diesem Hintergrund verlief der Aufstieg des 2009 gegründeten Büros Armon Semadeni Architekten außergewöhnlich rasant. Das liegt vielleicht gerade am eigentlich unspektakulären, man könnte sagen klassisch schweizerischen Werdegang des Gründers und der daraus resultierenden Entwurfshaltung. Nach dem Studium in Lausanne und Zürich absolvierte Armon Semadeni Praktika in heimischen Architekturbüros. Nachdem er bei Michael Meier und Marius Hug Architekten gearbeitet hatte, nahm er im eigenen Büro zunächst gemeinsam mit diesen erfahrenen Partnern an Wettbewerben teil. Zusammen realisierten die beiden Büros beispielsweise das Naturmuseum in St. Gallen.

Mittlerweile befinden sich Armon Semadeni Architekten in einer anhaltenden Erfolgsserie bei Schweizer Wettbewerben. Exzentrische Zeichenarchitektur kommt bei den dortigen Juroren oft nicht so gut an, denn einig ist man sich meist, dass es um die "allgemeine Qualitätssicherung für die Gestaltung unseres gemeinsamen öffentlichen Raumes" gehen muss, wie Semadeni erklärt. Auf der "Jahrzehnte alten Tradition des baukünstlerischen Diskurses" beruhend, schaffe das Schweizer Wettbewerbswesen, so Semadeni weiter, "für alle Beteiligten einen architektonischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Mehrwert".

Allgemein zeigt sich der Wahl-Zürcher zufrieden mit der baukulturellen Situation im Land und im Besondern auch mit der Wohnungsbaupolitik in seiner Stadt: Zahlreiche Genossenschaften sowie die Stadt Zürich selbst seien in den letzten Jahren sehr aktiv gewesen, und zahlreiche weitere Wohnbauprojekte sind gerade in der Planung. Erst kürzlich durfte Armon Semadeni selbst 99 Wohnungen für die Stadt errichten. Die

Siedlung Kronenwiese hat umgerechnet etwa 42 Millionen Euro gekostet, Kindergarten, Hort und Krippe sind inklusive. Von außen wirkt die Blockrandstruktur solide und steinern, doch schon im begrünten, gemeinschaftlich genutzten Innenhof trifft man auf sanfte Farben und verspieltere Gestaltungsmerkmale. Das Projekt hebt sich auf dezente Weise von anderen, ebenso sauber detaillierten Beispielen der Schweizer Baukultur ab. Lasierend auf den Sichtbeton aufgetragen, schafft die teils kräftige Farbigkeit eine warme, wohnliche Atmosphäre im Inneren, ohne die Haptik des Materials gänzlich zu verdecken.

Bei der Farbwahl ließen sich die Architekten von den umliegenden Bauten inspirieren, denn laut Semadeni besitzt das Quartier "einen schönen, differenziert ausgestalteten Farbkanon", der Vorbild war. Die Kunst am Bau stammt von Christian Kathriner, der rechtzeitig den Wettbewerb gewann, um in einem "schöpferischen und auch handwerklichen Kraftakt seine Arbeit in die Entstehung des Rohbaus" einfließen zu lassen. Die floralen Strukturen im Sichtbeton sind definitiv ein Hingucker, der einigen Kritikern wohl immerhin so expressiv erschien, dass der ortsansässige Tages-Anzeiger mit "Narrenfreiheit" titelte.

Neben Stadt und Genossenschaften bleibe es auch für private Investoren attraktiv, Wohnungen in Zürich zu errichten, betont Semadeni. An diesem Tun beteiligt er sich auch selbst, zumindest wenn man bei den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB), einem Unternehmen im Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft, von einem privaten Akteur sprechen möchte. 157 Wohnungen, Wohnateliers und Gewerberäume sollen bis 2022 auf einem Grundstück nahe einer Eisenbahnstrecke entstehen. Der Doppelturm von Armon Semadeni wurde 2017 im Wettbewerb prämiert. Manchen erinnert die dezent geometrisch ornamentierte Fassade des Letzi-Hochhauses an den Wohnungsbau der Sechziger- und Siebzigerjahre, andere sehen in der rotweißen Farbgebung vielleicht eine Beziehung zur Materialität umliegender historischer Bauten wie der denkmalgeschützten Elsässerhalle. Eine gelungene Gliederung des Baukörpers und der Fassade soll im Sinne der Entwurfsidee in der Lage sein, das Lebensumfeld der Stadtbevölkerung aufzuwerten.

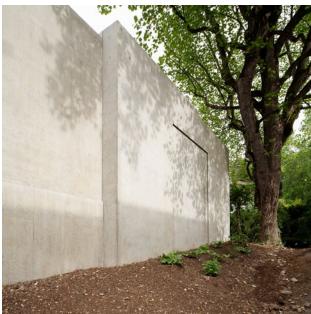
Neben dem großmaßstäblichen Wohnungsbau können Armon Semadeni Architekten aber natürlich auch kleine Projekte zum Erfolg führen, wie der Anbau an die Villa Bill in Bern zeigt. Im Jahr 2018 soll außerdem die Fachhochschule in Fribourg fertiggestellt



werden, sodass sich das Erfahrungsspektrum des Büros immer weiter vergrößert. Und dann klappt es ja vielleicht auch bald mit dem Sprung über die Schweizer Grenzen.

www.armonsemadeni.com

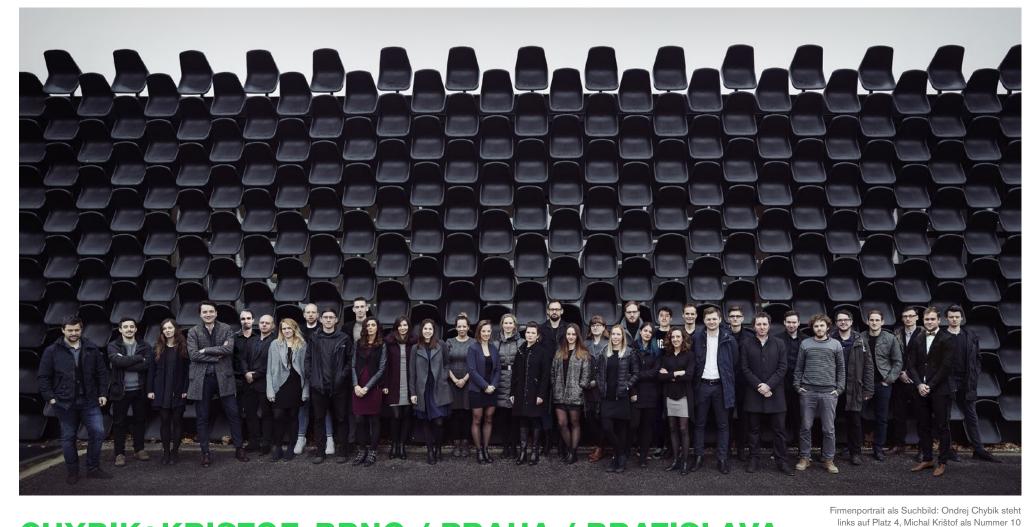






Oben: Wohnsiedlung Kronenwiese, Fotos: Roman Keller Links: Anbau der Villa Bill in Bern, Foto: Roman Keller

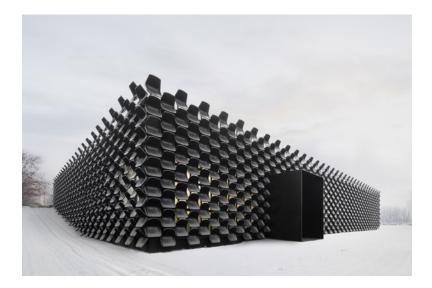
von rechts zu finden, Foto: Lukas Pelech



CHYBIK+KRISTOF, BRNO / PRAHA / BRATISLAVA NIEMALS NUR WOHNHÄUSER!

VON SOPHIE JUNG

sich in ihrem Portfolio.





Showroom in Brno, Fotos: Lukas Pelech

Ihre Projekte gehen zu 80 Prozent aus Wettbewerben hervor. Warum dieser hohe Anteil?

Michal Krištof: Wir möchten uns nicht spezialisieren!
Wettbewerbe gibt es für die unterschiedlichsten Bauaufgaben. Wir können uns dann jedes Mal auf etwas Neues einlassen und unsere Bandbreite erweitern. Keineswegs

möchten wir diejenigen sein, die nur Wohnhäuser bauen.

auf die Welthitliste "30 under 30" des Wirtschaftsmagazins Forbes. Die beiden Architekten aus Tschechien sind nämlich nicht nur erfolgreich, sondern auch wirklich jung. Chybík, Jahrgang 1985, und Krištof, Jahrgang 1986, kennen sich aus dem Studium an der Architekturfakultät der Brno University of Technology. Wie bei vielen Büros geht auch ihre Gründung auf einen ersten gemeinsamen Wettbewerbsentwurf zurück. Das war 2010, beide studierten noch. Gewonnen haben sie damals zwar nicht, aber sie blieben fleißig. Mit Erfolg: 2013 konnten sie den ersten Platz im offenen Wettbewerb für den tschechischen Pavillon der Expo in Mailand für sich verzeichnen. Der schlichte, an die klassische Moderne anknüpfende Bau aus Holzmodulen wurde schließlich auf der Expo 2015 mit Bronze ausgezeichnet. Heute haben CHYBIK+KRISTOF ARCHITECTS & URBAN DESIGNERS Büros in Brno, Prag und Bratislava. Mit seinen abgeschlossenen und laufenden Projekten ist das Duo breit aufgestellt. Solider Wohnungsbau, Er-

lebnisarchitektur, künstlerische Interventionen und selbst eine Försterei befinden

Ondřej Chybík und Michal Krištof wollen viel und vor allem keine Standardlösungen. Mit dieser Ambition gelangte 2015 zunächst Chybík, dann 2016 Krištof

Offene Verfahren sind auch ein finanzielles Risiko, vor allem für junge Büros.

Ondřej Chybík: Wir sind da optimistisch, und die Erfahrung zeigt, dass unsere Zuversicht sich auszahlt. Denn während wir früher nur jeden zehnten Wettbewerb gewannen, können wir heute jeden dritten, an dem wir teilnehmen, für uns entscheiden. Und dann haben wir es mit tollen Bauaufgaben zu tun.

Welcher Wettbewerb ist denn für Sie der wichtigste gewesen?

Chybík: Für unseren wirtschaftlichen Erfolg ist es auf jeden Fall der Waltrovka-Wettbewerb. Wir hatten 2013 das Glück, als eines von wenigen Büros von einem der wichtigsten Projektentwickler Tschechiens zur Teilnahme eingeladen zu werden. Und wir haben gewonnen. In den letzten zwei Jahren arbeiteten wir an der Realisierung. Es geht um ein 1,7 Hektar großes Wohngebiet am Stadtrand von Prag mit Wohnungsbauten verschiedener Standards, Geschäften, Kindergarten und Parkanlage. Unser Büro, das bis dahin hauptsächlich aus uns beiden bestand, wuchs mit diesem Projekt auf vierzig Mitarbeiter an.

Und welches ist konzeptionell Ihr wichtigstes Projekt?

Chybik: Die Weinkellerei in Dobsice in Mähren, ein Direktauftrag. Die Form des Gebäudes mit seinen zwei Armen, deren extrem geschwungene Dächer Rampen gleichen, ist erst einmal architektonisch eine Herausforderung. Es ist wohl unser bislang extravagantester Entwurf. Wichtig ist aber, dass wir mit dieser Gebäudefigur gleichzeitig eine Art Amphitheater schaffen. Auf den Dächern kann man sitzen und in der Mitte, also in der Kuhle zwischen beiden Gebäudearmen, ist die Bühne. Der ursprüngliche Auftrag lautete lediglich, die Kellerei und einen Raum für die Verkostung zu entwerfen. Wir haben schließlich noch einen semi-öffentlichen Kulturort dazu entwickelt. In einer der schönsten Landschaften Tschechiens können dann Konzerte und Theater stattfinden. Wir arbeiten gerade an der Realisierung.

In Ihren Beschreibungen ist ein starker Bezug zur Umgebung zu spüren. Etwa bei der Försterei in Hradec Králové, für die Sie ein abgeholztes Waldgelände wieder aufforsten wollen, um dort den Neubau hineinzusetzen – ebenfalls ein Wettbewerbsgewinn. Berücksichtigen Sie die Orte selbst dann, wenn Sie – wie aktuell – ein Sommerhaus in Chile oder einen Wohnblock in Mekka entwerfen?

Krištof: Immer! Wir schauen uns immer das Grundstück genau an und machen uns Gedanken über die Geschichte des Ortes. Wenn wir das nicht tun, entwerfen wir nur Blödsinn. Einmal haben wir uns den Ort nicht angeschaut, das war für einen Wettbewerb für ein Hotel in Lettland. Der Entwurf war dem entsprechend schlecht, natürlich haben wir nicht gewonnen.

Eines der wenigen Projekte, die nicht aus einem Wettbewerb hervorgegangen sind, ist Ihre Galerie des Mülls in Hranice – eine interessante Bauaufgabe!

Chybik: Eigentlich sind wir von der dortigen Stadtverwaltung gebeten worden, den Verwaltungstrakt für einen Verwertungshof zu gestalten – also ein rein funktionaler Bau. Als wir uns aber mit dem Thema Recycling und Müll auseinandersetzten, fiel uns zweierlei auf: Diese Verwertungsanlagen sind wie dunkle Flecken auf dem Stadtplan – niemand will sie, alle weichen ihnen aus. Und: Müll ist vor allem ein Problem mangelnder Sensibilisierung. Um ihn zu vermeiden, ist das Wichtigste ein Bewusstsein für die Problematik. Wir wollten den Müll sichtbar machen und eine Bildungsaufgabe

in unseren Entwurf integrieren. Also haben wir einfach eine Galerie mit in das Projekt aufgenommen, die aus recycelten Materialien bestehen wird. Die Architektur verwandelt sich damit in ein Ausstellungsstück über die Möglichkeiten der Wiederverwertung. Die Stadtverwaltung war ziemlich überrascht, als sie den Entwurf gesehen hat.

Mutig.

Chybik: Wir sind jung, wir dürfen mutig sein. Im Endeffekt konnten wir die Stadtverwaltung aber überzeugen. Die Galerie wird nach unseren Plänen gebaut.

Woanders setzen Sie Plastikstühle an die Fassade. Ihr Showroom eines Möbelherstellers in Brno-Vinohrady zeigt außen, was drinnen zu sehen ist. Eine *Architecture parlante?*

Krištof: Da hatten wir kein übergeordnetes ästhetisches Konzept. Wir haben einfach eng mit dem Auftraggeber zusammengearbeitet. Er produziert nämlich genau diese Stühle, die wir zu Hauf an die Fassade gehängt haben. Das Budget war sehr knapp, der Auftraggeber aber jemand mit Stil, dem wir keine 08/15-Lösung bieten wollten. Nachdem wir alle möglichen Materialien recherchiert haben, mit denen wir einen bestehenden Bau aus den Neunzigern verkleiden können, fiel uns allen auf, dass die Stühle aus eigener Herstellung am günstigsten waren. Innen haben wir das Gebäude auf den Rohbau reduziert.

Mit Erfolg, der Showroom für MY DVA ging durch die internationale Fachpresse

Chybík: Der war wirklich überall zu sehen. Zu dem Zeitpunkt trennte sich gerade meine damalige Freundin von mir und irgendwann beklagte sie sich, dass sie mir gar nicht entkommen könne, so oft war das Projekt in den Medien.

www.chybik-kristof.com

















Léonard Lassagne et Colin Reynier, Foto: DATA Oben: Kombination aus Wohnhaus und Hotel für das städtebauliche Entwicklungsgebiet ZAC Paul Bourget

DATA, PARIS

UTOPISCHE PRAGMATIKER

BAUNETZWOCHE#504 < >



Kasino in La Seyne-sur-Mer, Foto: Javier Callejas

Sie nennen sich DATA. Sie haben bereits drei Kasinos gebaut. Sie definieren Pragmatismus und Utopie als entscheidende modi operandi ihrer Arbeit. Demjenigen, der anhand dieser Informationen die Architektur des Büros von Léonard Lassagne und Colin Reynier in eine Schublade einzuordnen versucht, muss dies misslingen – ihre Arbeit entzieht sich nämlich derlei reduzierenden Deutungsstrategien. Im Folgenden darum anstatt bemühter Eindeutigkeit die Auseinandersetzung mit möglichen Fehldeutungen. Und eine Suche nach den Ursprüngen ihrer Ideen im Schaffen ihres verstorbenen Lehrers Christian Hauvette.

Name: DATA

Bei der ersten Annahme ist man sich fast sicher: Ihr Büroname suggeriert gewissermaßen wörtlich, dass die Erhebung und Visualisierung von Daten unterschiedlicher Art konstitutiv für ihren Gestaltungsprozess ist. Reflexartig vermutet man die Arbeit mit Diagrammen, die – wenn sie nicht direkt in architektonische Formen verwandelt werden – zumindest als Entwurfswerkzeug oder zur Projektkommunikation dienen. Als Vorbilder ließen sich dann die bekannten, oft niederländischen Entwurfsansätze nen-

nen. Allerdings: Bei DATA gibt es jenseits des Namens keine Anhaltspunkte für eine Ästhetisierung quantitativer Realitätsbeschreibungen.

Tatsächlich steht DATA als Akronym für "Department of Advanced Typologies for Architecture". Mit "advanced typology" beschreibt Lassagne im Interview die Aufgabenstellung ihres Büros. Sie definieren die Typologie als ihr Forschungs- und Experimentierfeld und bekennen sich damit zum typologischen Entwerfen. Gleichzeitig geben sie dem Unterfangen mit dem Zusatz "advanced" aber eine progressive Stoßrichtung. Als Beispiel für ihr Interesse an typologischer Innovation kann man ihr Projekt für den ZAC Paul Bourget heranziehen, an dem sie momentan arbeiten. Die Pläne für das Gebäude am Boulevard Périphérique im 13. Pariser Arrondissement sehen neben einer Hotelnutzung einen programmatisch nicht näher definierten öffentlichen Raum auf halber Gebäudehöhe vor, der eine Vielfalt an Aktivitäten von Hotelgästen ebenso wie Nachbarn beherbergen kann. Hier bieten DATA keine eindeutig determinierte Architektur, sondern eine offene Raumstruktur als Gerüst. Damit birgt das Projekt das Potenzial einer Autorenschaft jenseits der Architekten, wenn die Menschen aus der Umgebung hier urbane Landwirtschaft betreibt.

Kasino-Architektur

Für den französischen Spielhallenbetreiber JOA realisierten DATA 2012 ihr erstes Gebäude: ein Kasino in Montrond-les-Bains, 65 Kilometer von Lyon entfernt. Weil das offenbar gut funktionierte, vergab JOA zwei Folgeaufträge: 2014 wurde das Kasino in Giffaumont-Champaubert am Stausee Lac du Der und 2015 das in La Seynesur-Mer an der französischen Mittelmeerküste fertiggestellt. Die Bauaufgabe Kasino lässt dabei an bunte Lichter und dekorative Formen denken, an eine schrille Unterhaltungsarchitektur, die mit banaler Materialität und suggestiver Atmosphäre gezielt die Sehnsüchte konsumwilliger Zocker anzusprechen versucht. Doch auch hier liegt man mit seinen – zugegebenermaßen stereotypen – Erwartungen vollkommen falsch.

Die Kasinos von DATA sind nämlich gänzlich frei von Kitsch, ironischem Zitat oder inszeniertem Spektakel – fast schon steril und still präsentieren sie sich. Lassagne bestätigt die Vermutung, dass das Programm bei der Konzeption der Kasino-Projekte eher ein sekundäres Element war. Die beiden können mit der typisch introvertierten, oft themenparkgleichen Gestaltung konventioneller Kasinos nichts anfangen und "hatten eher den Ehrgeiz, sich die Gebäude als Orte vorzustellen, die sich mit der

< >

Zeit weiterentwickeln und verändert werden". Die Aufträge kamen zudem durch einen Zufall zustande. JOA hat seinen Firmensitz in Lyon gegenüber dem Büro von Lassagnes Vater, der ebenfalls Architekt ist und ihnen den Auftrag vermittelte. JOA entpuppte sich für DATA als Glücksfall: Ein zahlungskräftiger Auftraggeber, der ihnen in gestalterischer Hinsicht eine Carte blanche gab, sodass sie ihre Ideen ganz nach ihren Ansprüchen verwirklichen konnten. Keine schlechte Voraussetzung für ihre Bürogründung, die 2010 in Paris erfolgte.

Christian Hauvette

BAUNETZWOCHE#504

Zuvor arbeiteten beide im Büro des 2011 verstorbenen französischen Architekten Christian Hauvette, wo sie sich 2006 kennenlernten. Lassagne hatte in Saint-Etienne und Paris-La Villette studiert, Reynier zunächst in Paris an einer Berufschule für bildende Kunst und Kunsthandwerk Schreiner gelernt, um dann in Versailles ein Architekturstudium anzuschließen. Für Hauvette arbeiteten beide vier Jahre lang – eine Zeit, in der sie in die "Schule der Stringenz und des Anspruchs" gingen, wie Lassagne sich erinnert. Die Periode erwies sich als prägend für ihre spätere Arbeit. Denn untersucht man die Projekte von DATA genauer, findet man einige Ideen von Hauvette wieder. Der lernte in den Siebzigerjahren nicht nur bei Jean Prouvé, sondern studierte auch bei Roland Barthes. Hauvette war Strukturalist und Architekt. Und zwar noch lange Zeit nachdem die strukturalistische Bewegung in der Architektur schon zu den Akten gelegt worden war: "Hauvette ist heute der wichtigste strukturalistische Architekt in Frankreich", schrieb der Architekt und Theoretiker Wojciech Leśnikowski noch Anfang der Neunzigerjahre in seinem Buch "The New French Architecture" über Lassagnes und Reyniers Lehrer.

DATA sind natürlich Teil einer anderen französischen Architektengeneration, die mit dem *pragmatic turn* Anfang der Nullerjahre viel theoretischen Ballast abgeworfen hat. Dennoch lassen sich in ihren Projekten und auch in ihrer Rhetorik einige Indizien für ein Anknüpfen an strukturalistische Gestaltungsprinzipien finden. Wie ihre Kasinos zeigen, versuchen DATA fundamentale räumliche Prinzipien zu entwickeln, die mit der Zeit unterschiedliche Programme beherbergen können. Sie streben danach, "auf das Wesentliche reduzierte Gebäude zu entwerfen – offene Infrastrukturen frei von allem Überflüssigen, die verschiedene Nutzungen unterstützen und Erfahrungen generieren", wie Lassagne erklärt. DATA gestalten unaufdringliche, fast diskrete Gebäude, die so neutral sind, dass sie ihren Nutzern Raum zur Aneignung und Selbstver-

wirklichung lassen. Dabei vermeiden sie gestalterische Moden und setzen auf langlebige Ordnungsprinzipien. Das Programm verstehen sie "als ein bewegliches Element, vielfältig und komplex, und vor allem nicht fixiert".

Pragmatische Utopien

Utopie und Pragmatismus nennen DATA als Triebkräfte ihrer Entwurfsarbeit. Die Dialektik stellt eine weitere Falle. Sie birgt die Gefahr, die Architektur von DATA mit komplementären Denkschulen und Haltungen zu assoziieren. Bevor einem radikalere Spielarten wie die Visionen der Sechzigerjahre in den Sinn kommen – die Sorte utopischen Denkens und Entwerfens, die heute beispielsweise noch an englischen Hochschulen kultiviert wird –, soll an dieser Stelle schon aufgelöst werden: Utopie meint in der Arbeitsweise von DATA eher eine antizipierte Realität, einen optimistischen, enthusiastischen Blick in die Zukunft. Sie ersinnen architektonische Lösungen für alltägliche Probleme und reale Bedürfnisse, ohne damit den Anspruch gesellschaftlicher Transformation zu erheben.

Was ihnen wichtig ist? "Darauf hinzuarbeiten, dass es morgen besser als heute wird. Auch wenn es auf der Welt gerade gar nicht in diese Richtung zu gehen scheint, müssen wir optimistisch bleiben und unermüdlich dafür sorgen, dass der Anspruch immer ein wenig steigt." DATA machen pragmatische Architektur, aber ohne das Megafon, den Populismus und die Selbstinszenierung so mancher – beispielsweise dänischer – Zeitgenossen. Ihr Pragmatismus bleibt fast unterhalb der Wahrnehmungsschwelle. Sie bearbeiten Projekte mit einer Bescheidenheit, aus der sich kein Marketingnarrativ entwickeln lässt. Befreit von Dogmen, Ideologien und sperriger Theorie, ist ihre Arbeit eher vom "unerschütterlichen Engagement" für ihre verschiedenen Bauherren geprägt. Für diese wollen sie präzise, gut detaillierte Gebäude realisieren. Das heißt nicht, dass sie in einem diskursiven Vakuum handeln, sondern dass für sie eine kritische Auseinandersetzung nur dann sinnvoll ist, wenn sie sich auch zu einem optimalen Ergebnis führen lässt. Dieser übergeordnete Anspruch fern jeglicher Dogmatik erklärt auch, warum schnelle Etikettierungsversuche von vornherein zum Scheitern verurteilt sein müssen.

www.dataarchitectes.com







Oben und ganz links: Kasino in La Seyne-sur-Mer Links: Ausstellungsraum für den ZAC Paris Rive Gauche im ehemaligen Direktorenhäuschen, Fotos: Javier Callejas

AGI ARCHITECTS, MADRID / KUWAIT GROSSES NETZWERK, KÜHLES KLIMA

VON KATHRIN SCHÖMER





Joaquín Pérez-Goicoechea und Nasser B. Abulhasan, Foto: Nelson Garrido Wohnungsbauprojekt Wafra Living für Kuwait-Stadt, Visualisierung von dearch studio



BAUNETZWOCHE#504





Eine Villa, die auf drei Stockwerken über drei den unterschiedlichen Jahreszeiten angepasste Gärten verfügt. Ein Einfamilienhaus, das nach außen hin nur aus undurchlässigen Wänden zu bestehen scheint, im Inneren jedoch eine ausdifferenzierte Folge privater Räume und lichtdurchfluteter Terrassen entfaltet. Ein Wohnturm, der als ausgehöhlte Skulptur auf jedem seiner dreizehn Geschosse die Privatheit eines Eigenheimes erzeugt. Alle drei Gebäude greifen die Typologie des orientalischen Hofhauses auf und transformieren sie in ein zeitgenössisches Raumgefüge. Und alle drei Gebäude stammen von AGi architects, einem 2006 gegründeten Architekturbüro, das sich bislang vor allem in der Boomtown Kuwait-Stadt einen Namen machen konnte. Anfänglich vorwiegend mit Einfamilienhäusern, doch zunehmend erweiterten auch Krankenhäuser, Bürobauten sowie Gebäude für religiöse und öffentliche Institutionen das Spektrum an fertiggestellten Projekten.

Nasser B. Abulhasan und Joaquín Pérez-Goicoechea sind die Köpfe hinter dem mittlerweile "mittelgroßen, international agierenden Designunternehmen", wie sie es beschreiben. Die beiden ehemaligen Harvard-Studenten beschäftigen rund 50 Mitarbeiter in ihren jeweiligen Heimatstädten, Madrid und Kuwait-Stadt. Räumlich also zwischen Europa und dem arabischen Raum verortet, begreifen sie die eigene Arbeit als Vermittlungsprozess zwischen vermeintlichen Gegensätzen. Zwischen Tradition und Innovation natürlich; aber auch bautypologisch zwischen dem europäischen Mittelmeerraum und dem mittleren Osten. Weiter: Zwischen kleinmaßstäblichen Projekten mit hoher Detailpräzision und Masterplänen, klimatischer Notwendigkeit und

Wind Tower in Kuwait-Stadt, Foto: AGi architects

ästhetischem Anspruch, Interior Design und Fassadengestaltung.

Letzterer schenken die Architekten in fast allen ihrer Projekte besondere Aufmerksamkeit. Und das nicht allein deshalb, weil das trockene Wüstenklima an vielen der bisherigen Bauplätze eine Herausforderung für das Entwickeln von Gebäudehüllen darstellt. "Fassaden können – neben ihrer schützenden Funktion – auch eine Quelle der Information sein. Wir haben unsere

Gebäude nie als isolierte Gebilde innerhalb der Stadt verstanden. Vielmehr sind sie Organismen, die von ihrer Umgebung genährt werden. Sie sind umgeben von Systemen und Netzwerken, die ihnen fremd sind, und an die sie sich anpassen müssen. Die Beschäftigung mit dem lokalen Kontext ist fordernd. Aber sie bietet auch die Chance, maßgeschneiderte, ganzheitlich gedachte Lösungen zu finden."

Bei der Auswahl potenzieller neuer Projekte spielen für AGi weder Typologie noch Umfang eine Rolle. Sie seien hauptsächlich am kulturellen und sozialen Verhalten interessiert, so Pérez-Goicoechea und Abulhasan. Und daran, wie die Architektur selbst zur Leinwand für neue menschliche Beziehungen werden kann. Was zu einem weiteren ungleichen Zwillingspaar führt: Praxisbegleitend legt das Büro großen Wert auf die theoretische Auseinandersetzung mit ihren Bauaufgaben. Fundstücke und gewonnene Einsichten teilen AGi architects auf ihrem gleichnamigen Blog mit der Welt, in Englisch wie in Spanisch. Daneben sind sie auf Facebook, Instagram und Twitter vertreten, wo sie regelmäßig und in kurzen Abständen posten. "Wir sehen unser Büro als Kind der digitalen Ära, in der jeder mit allem verbunden ist und Informationen sofort ausgetauscht werden." Dazu passt auch, wie sie die enge Zusammenarbeit der beiden Bürostandorte Madrid und Kuwait-Stadt beschreiben: "Kreatives Hirn" und "technische Abteilung" – und dazwischen blitzen die Ideen hin und her.

www.agi-architects.com



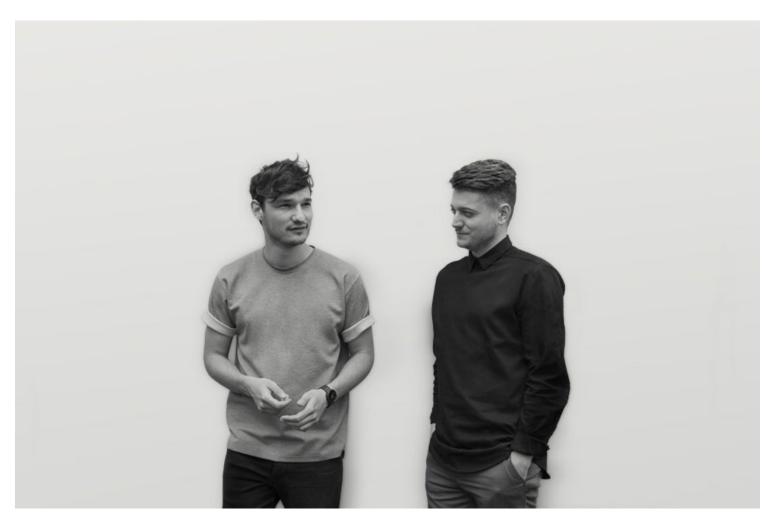








Oben: Herzklinik in Kuwait, Nelson Garrido Links: Wall House, Foto: Nelson Garrido Rechts: Kirche in Sevilla, Foto: Miguel de Guzmán / Imagen Subliminal





Jonas Krohn und Christoph Gerdesmeyer, Foto: Nora Enskat Stapler für Magazin, Foto: Thomas Wiuf Schwartz

GERDESMEYER & KROHN, KÖLN KLARE KANTE

News





Vom Wandregal in die Küche: Das Kölner Designduo Gerdesmeyer & Krohn hat bereits mit seinen ersten Objekten und Interieurs eine eigenständige Gestaltungshaltung entwickelt.

Als sie vor fast drei Jahren in Köln ihr Studio gründeten, waren die Designer Christoph Gerdesmeyer und Jonas Krohn vorbereitet: "Klar war uns bewusst, dass es nicht einfach wird, direkt nach dem Studium, ohne große praktische Erfahrungen, ein Designbüro zu starten", sagt Jonas Krohn. "Das Ganze zu durchleben ist dann aber auch nochmal etwas anderes. Es gibt immer schwierige Zeiten, aber die gehören zum Leben nun mal dazu." Es habe aber sehr geholfen, dass sie die Leidenschaft für Design teilen und sich gegenseitig motivieren konnten. "Das ist ein ganz wichtiger Punkt", so Krohn. Hilfreich mag es auch gewesen sein, dass es ihnen gelang, schnell Wohnungsumbau in Köln, Foto: Thomas Wiuf Schwartz

erste Aufträge zu bekommen. So konnten die beiden den Designhändler und -hersteller Magazin von ihrem Entwurf "Stapler" überzeugen, einer Dokumentenablage aus gefaltetem und pulverbeschichtetem Stahlblech, die in den Katalog aufgenommen wurde. Im vergangenen Jahr folgten zwei weitere Produkte: das Wandregal "Boks", ebenfalls aus gefaltetem Blech, und der hölzerne Tischbock "Blok".

Kennengelernt haben sich Christoph Gerdesmeyer und Jonas Krohn während ihres Produktdesign-Studiums an der Fachhochschule Aachen. Sie hätten schnell gemerkt, dass die Zusammenarbeit gut funktioniert. Mittlerweile hat sich eine Arbeitsteilung entwickelt: "Christoph kommt oft mit der ersten Idee und ist meistens Ansprechpartner und Kommunikator", sagt Krohn. "Ich hingegen bin für technische Umsetzung zuständig, technische Zeichnungen oder Visualisierungen. Der wichtigste Teil unseres Zusammenarbeitens ist aber vermutlich die manchmal auch harsche Diskussion." Denn die Projekte entstünden immer im Austausch. Neben dem Produktdesign setzen Gerdesmeyer & Krohn auf Interiordesign als zweites Standbein ihres Studios. "Durch unser Knowhow zu Konstruktion und Fertigung und den Gesamtüberblick, den wir über den Möbelmarkt haben, war es für uns relativ schnell klar, dass wir auch hier weitergehen wollen", sagt Jonas Krohn.

Das erste kleine Interior-Projekt: die Umgestaltung der Kaffeerösterei Van Dyck im Kölner Stadtteil Ehrenfeld. Der Umzug der Röstmaschine an einen anderen Standort schuf Platz, zusätzliche Präsentationsflächen für Kaffee und Zubehör wurden gebraucht. Die beiden jungen Designer ergänzten den Raum mit Regalen und einem Sideboard. Passend zur bereits vorhandenen Einrichtung verwendeten sie dafür perforiertes Stahlblech. Ihr zweites Innenarchitektur-Vorhaben ist gerade fertiggeworden, eine Wohnung in Köln, für die sie eine neue Küche und das allgemeine Design entworfen haben. Das Konzept ist zurückgenommen und setzt auf verschiedene Hölzer und wenige Farben wie Graublau und Schwarz. Das Ziel: Räume zu schaffen, die zugleich schlicht sind und eine warme Atmosphäre haben. Was die beiden besonders spannend am Interior-Design finden? "Alles hängt zusammen", sagt Jonas Krohn.

Unten: Tischbock für Magazin

Mitte: Leuchten-Prototyp "Cozy"

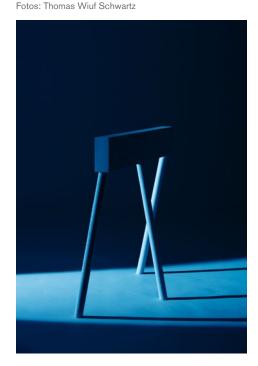
Rechts: Kaffeerösterei Van Dyck in Köln (siehe auch nächste Seite),



"Man kann eine Atmosphäre schaffen, die ein einzelnes Produkt niemals ausstrahlen könnte."

Dennoch verbindet ihre Produkte und Interieurs eine gemeinsame "Gestaltungshaltung", wie sie das nennen: Ästhetische Fragen und funktionale Aspekte sind für sie gleichwertig. Und ihre Formensprache ist stets zurückgenommen und ruhig. Zugleich verwenden Gerdesmeyer & Krohn viel Aufmerksamkeit auf die Qualität der Details. Wie etwa beim Leuchten-Prototyp "Cozy", einer LED-Röhre, die hängend, liegend oder stehend Licht spendet. Das Besondere ist die Hülle aus einem feinem Gewebe, das der eigentlich ziemlich klaren Leuchte etwas Wohnliches gibt. Es sieht ganz so aus, als habe es sich gelohnt, mit einem eigenen Designbüro den Sprung in die Selbstständigkeit zu wagen. Trotz der Startschwierigkeiten.

gerdesmeyerkrohn.de







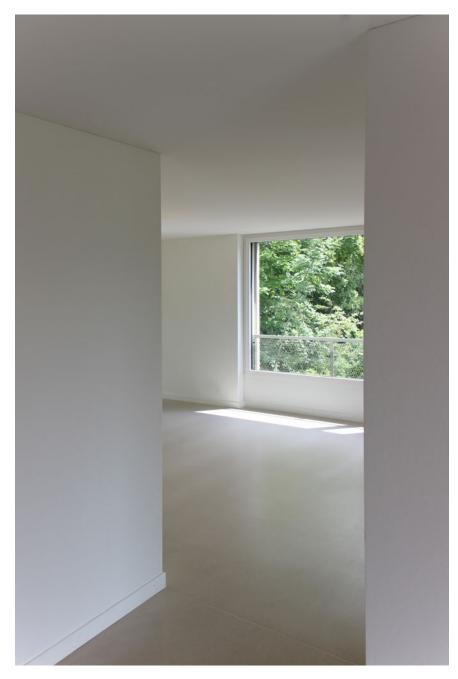




Ani Vihervaar, Alessandro Bosshard, Li Tavor und Matthew van der Ploeg, Foto: Christian Beutler / KEYSTONE

SVIZZERA 240, VENEDIG 2018

WOHNEN JENSEITS DER NORM



Alessandro Bosshard, Li Tavor, Matthew van der Ploeg und Ani Vihervaara sind die Architektinnen und Architekten des Schweizer Pavillons auf der diesjährigen Architekturbiennale in Venedig. In ihrem Beitrag "Svizzera 240" beschäftigen sie sich mit dem Wohnen und wollen über die Dinge sprechen, die man im Plan nicht sieht.

Ende Mai 2018 betreten sie erstmals die große Bühne. Dann beginnen die Preview-Tage der 16. Architekturbiennale in Venedig. Der Biennaleauftritt ist das erste gemeinsame Projekt der vierköpfigen Gruppe, die amerikanische, israelische, finnische und Schweizer Wurzeln in sich vereint und deren Mitglieder alle in den Achtzigerjahren geboren sind. Was sie verbindet? Das Arbeitsverhältnis mit Alex Lehnerer, Assistenzprofessor an der ETH Zürich, Mitinhaber von Ciriacidis Lehnerer Architekten und Kommissar in Venedig, wo er 2014 mit Savvas Ciriacidis im Deutschen Pavillon Sep Rufs Kanzlerbungalow nachbaute. Mit ihm haben Alessandro, Li und Matthew seit 2015 am Lehrstuhl der ETH gearbeitet.

Ihre Ernennung als Architekten und Architektinnen des Schweizer Pavillons 2018 ist inzwischen ein halbes Jahr her. Jetzt sitzen wir in Zürich im Café, Schneeflocken tanzen über die Kreuzung. Vom Hönggerberg, wo sie an der ETH Zürich ihr gemeinsames Büro haben, sind es nur ein paar Stationen mit dem Bus. Ihr Biennaleprojekt trägt den Titel "Svizzera 240", es geht ums Wohnen. Genauer um einen Blick aufs Wohnen, der ihnen aus dem Fokus gerückt scheint: die Wertschätzung der Oberflächen, der privaten Interieurs. Wer derzeit übers Wohnen spricht, spricht meist von Preisen pro Quadratmeter, fixiert die Wohnung als Ware mit dem Blick auf ihren Grundriss. Deshalb auch die Zahl 240 im Titel, die laut Schweizer Baubestimmungen die durchschnittlich optimale Wohnraumhöhe in Zentimetern beschreibt. Anstatt die von Standards und ökonomischen Zwängen dominierte Wohnungsdebatte zu befeuern, wollen sich Bosshard, Tavor, van der Ploeg und Vihervaara den persönlichsten Räumen, die die Architektur zu bieten hat, auf Augenhöhe nähern: Warum sehen Wohnungen im Inneren immer gleich aus? Ist die weiße Wand eine Konvention? Warum lassen Architekten ihre Wohnungen leer, sauber und universal fotografieren, obwohl sie doch, zumindest in der Schweiz, so viel Energie in gute Details stecken? Oder sind die Details einfach viel subtiler geworden?

L3P Architekten, Mehrfamilienhaus in Zürich, Foto: Sabrina Scheja



Svizzera 240 ist kein Beitrag, der plakativ eine einzige Botschaft verkündet oder gar Antworten liefert. Das wäre zu einfach für vier junge Hochschulassistenten und -assistentinnen, die, wie sie sagen, in ihrer Arbeit als Lehrer vor allem lernen wollen. Beobachtungen und Recherchen füllen unsere Unterhaltung, getragen von jungen, neugierigen Blicken auf Phänomene des Wohnens und auf die Architekturgeschichte. Sie handelt von den farbigen Häusern Le Corbusiers, von anonymen Zellen und nomadisch lebenden Menschen, von Möbeln, die zu

Einwegprodukten, und Wohnungen, die zu Rechenexempeln geworden sind. Je länger die vier reden, desto neugieriger machen sie auf die praktische Umsetzung ihrer Gedanken im Pavillon. Doch darüber wollen sie natürlich noch nichts verraten.

Martha Schwindling, Foto: Robert Hamacher Hausprototyp Salett, in Zusammenarbeit mit Isabel Fischer Perez-Lozao





STUDIO MARTHA SCHWINDLING, BERLIN VIELFALT UNTER SPANNUNG



Cable Table und String Stool, Fotos: Philip Radowitz, Robert Hamacher



Martha Schwindling liegt mit ihrem Studio im Trend: In den vergangenen Jahren haben sich in Deutschland eine ganze Reihe von jungen Möbel- und Produktdesignerinnen selbständig gemacht. Der Start kann in dieser Branche zwar ziemlich mühsam sein, doch Schwindling gelang es, schon während des Studiums erste Produkte auf den Markt zu bringen. Ihr Portfolio hat eine ungewöhnlich große Bandbreite: Sie entwirft nicht nur Möbel oder Alltagsobjekte wie Schalen und Decken, die Berlinerin gestaltet auch Ausstellungen und jüngst sogar das Konzept für ein Minihaus. Ein Gespräch über die Unterschiede zwischen Architektur und Design, die Freiheit der Selbstständigen und wieso es die Designbranche Frauen immer noch so schwer macht.

Frau Schwindling, Sie betreiben einerseits "klassisches" Produktdesign, orientieren sich andererseits aber auch räumlich, etwa mit Ausstellungsgestaltung oder Ihrem neuen Projekt "Salett". Wieso?

Das hat sich ganz natürlich ergeben, weil viele meiner Freundlnnen in Kunst und Fotografie arbeiten und ich deswegen schon im Studium oft mit Ausstellungsfragen in Berührung kam. Die Gestaltung von Ausstellungen und Displays unterscheidet sich vom Produktdesign dadurch, dass meine Arbeit in diesem Kontext mehr der Vermittlung von Inhalten dient. Diese Auseinandersetzung gefällt mir aber, weil ich dabei andere Arbeits- und Denkweisen kennenlerne und als Autorin etwas zurücktreten muss.

Worauf achten Sie bei der Ausstellungsgestaltung besonders?

Das Wichtigste ist eine gute Kommunikation mit den KünstlerInnen oder KuratorInnen.

Ich muss wissen, worum es ihnen genau geht. Meist gibt es ja schon Vorstellungen, was das Ausstellungskonzept betrifft, und ich versuche dann, die wichtigsten Aspekte herauszuarbeiten, um Klarheit zu schaffen.

Das Minihaus-Konzept "Salett" ist ein Gemeinschaftsprojekt mit der Architektin Isabel Fischer Perez-Lozao. Wie kam es dazu?

Wir haben uns während des Studiums kennengelernt und seitdem immer wieder getroffen und ausgetauscht. Ein Wettbewerb des Ludwigsburg Museums hat sich dann als Gelegenheit angeboten, erstmals zusammenzuarbeiten – so entstand "Salett". Minihäuser befinden sich ja irgendwo zwischen Produkt und Architektur und ich fand es spannend, wo sich unsere Arbeitsweisen unterscheiden: Isabels Maßeinheit für Zeichnungen ist beispielsweise der Meter, meine der Millimeter, ich entwerfe eher positive Körper, Isabel negativen Raum.

Ein anderes aktuelles Projekt ist die experimentelle Möbelserie für Kvadrat. Was steckt dahinter?

Kvadrat hatte für die Ausstellung "My Canvas" verschiedene DesignerInnen eingeladen, einen Entwurf zu machen, der einen bestimmten Stoff aus der Kollektion einsetzt. Da das Textil "Canvas" von Giulio Ridolfo so robust ist, wollte ich den Stoff als konstruktiven Bestandteil meiner Arbeit verwenden. Textilien werden im Möbelbereich ja meist zur Polsterung oder zum Kaschieren der Konstruktion genutzt. Die Tischböcke und die Trennwand, die ich gestaltet habe, beruhen dagegen auf dem Prinzip der Spannung, die entsteht, wenn dünne Sperrholzplatten durch Stoffschlaufen in Form gezwungen werden. Erst durch das Textil hält alles zusammen.

Sie haben an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe Produktdesign studiert. Was waren wichtige Impulse im Studium?

Die HfG war für mich toll, weil die Lehre so undogmatisch war: Wir konnten ausprobieren, was wir wollten und wurden dabei unterstützt, eigene Herangehensweisen an das Entwerfen zu entwickeln. Mir war außerdem die Interdisziplinarität sehr wichtig. Ich habe neben dem Produktdesignstudium auch Seminare in Kunstwissenschaft, Kommunikationsdesign und Medienkunst besucht.

Wussten Sie bereits als Studentin, dass Sie sich selbstständig machen möchten?

Ich hatte das Glück, schon während des Studiums an ersten Entwürfen für Firmen wie Schönbuch und Häfele arbeiten zu können, deswegen hat sich der Übergang von der Hochschule zur Selbstständigkeit recht selbstverständlich angefühlt. Ich weiß, dass ich am besten bin, wenn ich selbst die Verantwortung für meine Arbeit übernehme. Und ich liebe meine Freiheit bei der Entscheidung, an welchen Projekten ich arbeiten möchte.

Stichwort Selbstständigkeit, wie finanziert sich Ihr Studio?

Ich komme mit einer Mischung aus Lizenzgebühren und Honorararbeiten ganz gut zurecht. Ich verdiene nicht besonders viel, aber bisher hat es immer ausgereicht, um mein Leben und meine Arbeit zu finanzieren. Und ich werde gelassener: Bisher kam immer ein neues Projekt, wenn das Geld knapp wurde. Die Auftragslage wird auch mit jedem Jahr besser.

Selbstständige Designerinnen sind ein relativ junges Phänomen, früher waren es fast ausschließlich Männer. Ändert sich da gerade etwas in der Branche?

Die Designbranche ist noch sehr männlich dominiert, aber ich hoffe, dass sich immer mehr Frauen zutrauen, dort genauso gute und erfolgreiche Arbeit leisten zu können. Warum sind mindestens 50 Prozent der Studierenden weiblich, und trotzdem gibt es wenige Professorinnen, Autorendesignerinnen und Chefinnen? Wir brauchen mehr sichtbare weibliche Vorbilder. Es sind auch die Firmen gefragt, nicht nur dann Frauen zu beauftragen, wenn der Trend gerade hin zu organischen Formen, warmen Farben und Textilien geht. Ich habe das Gefühl, dass die Branche bisher noch ganz gerne in den Kategorien weiblich und männlich denkt und damit entweder Rationalität oder eben Emotion verbindet. Das ist für Männer wie Frauen eine problematische Einordnung.

www.marthaschwindling.com



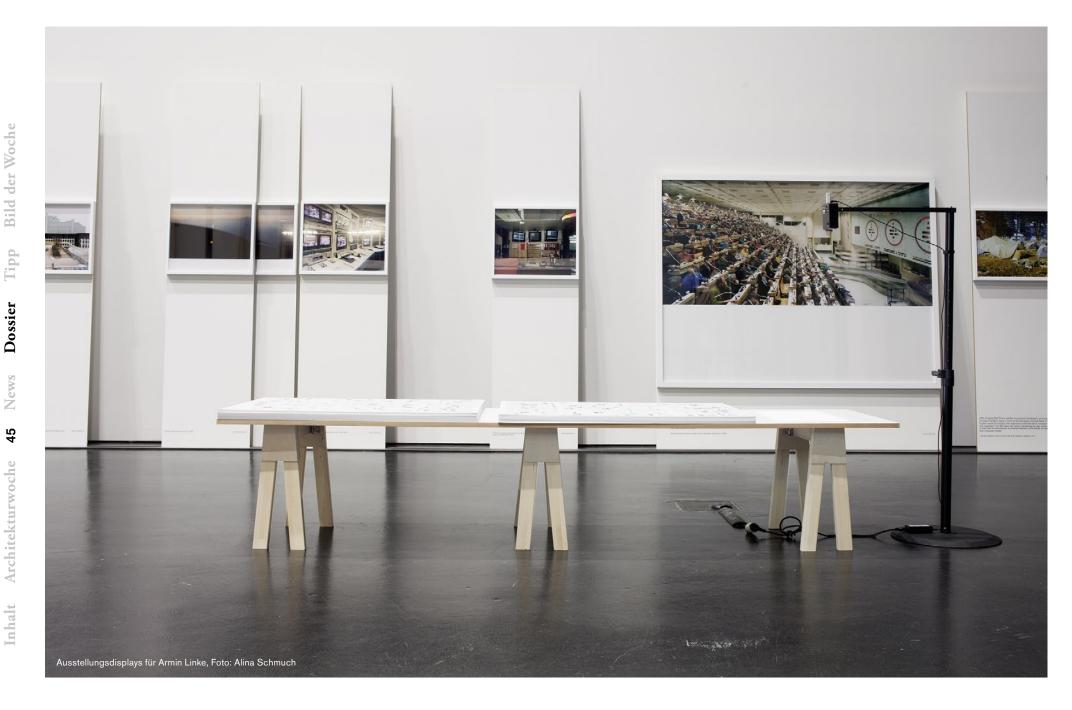




Oben: Ausstellung von Hagar Ophir & Hakim Bishara in Bergen, Foto: Eyal Vexler Unten: Gefäße für Schönbuch Rechts oben: Tension at Work, Prototypen für Kvadrat, Foto: Casper Sejersen Rechts: Küchenblock für Häfele

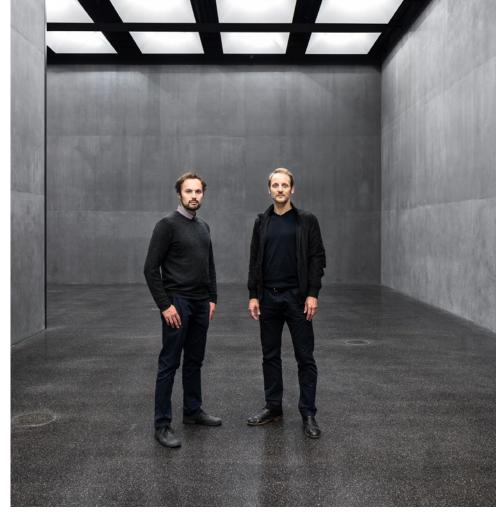


44









ARCHITEKTEN, BERLIN SPASS AM AUSNAHMEZUSTAND

RICHTER MUSIKOWSKI



1. Preis in Radebeul: Gerätehaus der Feuerwehr

Klar, ein Gespräch mit Richter Musikowski Architekten beginnt natürlich mit dem Futurium, auch wenn über das einzigartige Ausstellungshaus in Sichtweite von Kanzleramt und Berliner Hauptbahnhof schon alles gesagt zu sein scheint. Aber man darf und muss sich das Projekt trotz allem immer wieder vor Augen führen, auch, um sich Hoffnung zu machen

hinsichtlich der deutschen Architekturlandschaft: Hier wurde auf vorbildliche Weise ein offener Wettbewerb mit hochkarätig besetzter Jury und ohne Zugangsbeschränkungen durchgeführt und anschließend darauf geachtet, dass der Entwurf im weiteren Planungsverlauf nicht verwässert. Als sie den Wettbewerb bearbeiteten, waren Jan Musikowski und Christoph Richter noch an der TU Dresden als wissenschaftliche Mitarbeiter angestellt. Doch mit dem Zusammenstellen von Seminarreadern war es schnell vorbei, als es darum ging, das repräsentative Projekt im Herzen der Hauptstadt zu stemmen.

Wenn gleich der erste gemeinsam erarbeitete Wettbewerb ein solcher Erfolg wird, stellt sich natürlich die Frage, was danach kommt. Anstatt jedoch nun ihre Bekanntheit zu nutzen und mit beliebigen Aufträgen möglichst schnell zu wachsen, beweisen Richter Musikowski hier dieselbe Konsequenz, die auch ihre Architektur auszeichnet. Ihr Büro in Berlin-Kreuzberg haben sie auf vier Personen reduziert und der Fokus liegt wieder ganz klar auf Wettbewerben. Ein erster Erfolg lässt sich bereits vermelden: Im letzten Herbst konnten sich die Architekten über den 1. Preis im Wettbewerb für ein Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr in Radebeul freuen, wo der architekturbegeisterte Bürgermeister immer wieder Wettbewerbe ohne große Zugangshürden auslobt.

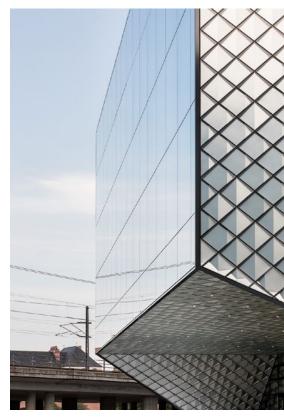
Das neue Feuerwehrhaus wird am Rande von Ackerflächen und direkt neben den Bahngleisen entstehen. Als sie sich die Frage stellten, welche Rolle die Feuerwehr in einem solchen suburbanen Setting heute spielen kann, kamen Richter und Musikowski auf eine geradezu poetische Antwort: Die Feuerwehrler seien "Wächter des Feuers und Hüter des Lichtes", woraus sie folgerten, dass das Haus im wahrsten Sinne des Wortes erstrahlen solle. Orientiert an den Gewächshäusern in der Nähe, entwarfen sie einen zweigeschossigen Flachbau mit einer Fassade aus eingefärbtem Gussglas, bereits im August soll die Genehmigungsplanung vorliegen. Auch eine weitere Fertigstellung konnten sie Ende letzten Jahres verzeichnen. Am Stadtrand von Cottbus entstand ein langgestrecktes Zweifamilienhaus, das mit seiner Ziegelfassade an bauliche Traditionen des ehemaligen Dorfes anschließen und in einem ästhetisch weitgehend unbestimmten, randstädtischen Kontext ein Stück architektonische Identität schaffen möchte.

Einfach nur "alles richtig machen" und eine solide, sachliche und unaufgeregte Architektur abliefern, wie man sie hierzulande leider viel zu oft findet – das wollen der 1982 in Dresden geborene Christoph Richter und der 1974 in Magdeburg geborene Jan Musikowski, der einige Jahre bei AFF Architekten als Projektleiter gearbeitet hat, ganz bewusst nicht. Sie sind überzeugt und das Futurium beweist es: Architektur soll berühren und Reaktionen hervorrufen – egal, ob nun jeder restlos beeindruck ist oder nicht. Gearbeitet wird nicht zuletzt über Bilder, die Atmosphären vermitteln und die anschließend wiederum in gebauten Raum übersetzt werden. Und wenn die beiden durch ihren Projektordner blättern und nach Raffaels "Schule von Athen" Batmans geheimnisvolle, technikgespickte "Batcave" folgt, die sie zum Untergeschoss des Futuriums inspirierte, weiß man, dass es ihnen wirklich nicht um staatstragende Ernsthaftigkeit geht. Es darf popkulturell sein und es soll Spaß machen.

Vor Kurzem landete nun auch die erste Einladung zu einem nicht-offenen Wettbewerben auf dem Schreibtisch – und es spricht nicht gerade für den bundesdeutschen Wettbewerbsbetrieb, dass dies erst jetzt geschah. Zum großen Bauhaus-Jubiläum im nächsten Jahr möchte die Stadt Bernau noch schnell ein Besucherzentrum für die 1928–30 errichtete ADGB-Bundesschule von Hannes Meyer und Hans Wittwer errichten. Mal sehen, ob die jungen Berliner sich in diesem sportlich getakteten Wettbewerb gegen arrivierte Büros wie Nieto Sobejano und Bruno Fioretti Marquez durchsetzen können.

www.richtermusikowski.com

48



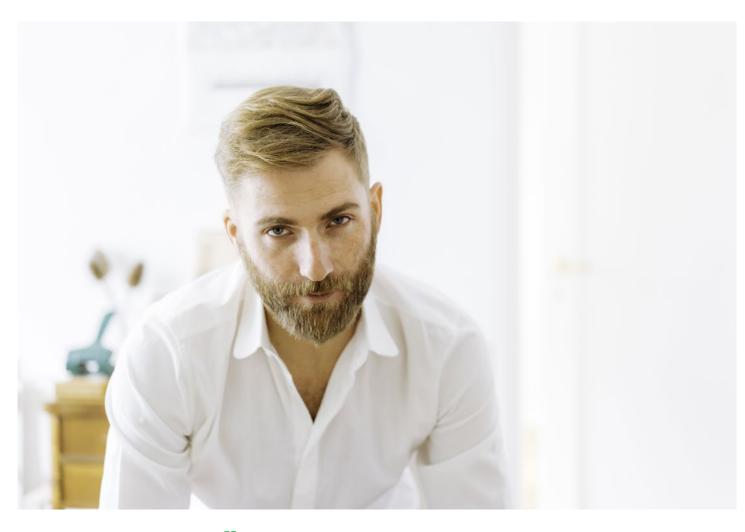
Fassade des Futuriums in Berlin, Foto: Schnepp Renou Zweifamilienwohnhaus in Cottbus-Groß Gaglow, Fotos: Büro







Max Otto Zitzelsberger, Foto: Jens Schnabel Kunst Kabinett in Pfarrkirchen, auch nächste Seite, Fotos: Sebastian Schels



MAX OTTO ZITZELSBERGER, MÜNCHEN KONSEQUENT WIDERSPRÜCHLICH



Er hat kein Smartphone, liebt das Handwerk und weiß den Charme des Gestrigen zu schätzen - und doch läge man falsch, stellte man sich Max Otto Zitzelsberger einfach nur als jungen Konservativen vor. Die Widersprüche, die sich aus der Diskrepanz zwischen idealisierendem Entwurf und der Umsetzung nach heutigen Mitteln ergeben, sind nämlich von Anfang an mitgedacht. Gerade in ihnen sieht der junge Münchner schließlich ein wesentliches Charakteristikum unserer Zeit.

Sie haben nach dem Studium an der Technischen Universität in München als freier Mitarbeiter in Deutschland und der Schweiz gearbeitet. Wo?

Ich habe in St. Gallen zwei Wettbewerbe und ein bisschen Werkplanung gemacht, merkte dabei aber, dass ich kein guter Mitarbeiter bin. Ich leide darunter, wenn ich selbst etwas vollkommen anderes machen möchte, als es sich der Bürochef wünscht.

Daher bin ich nach nur sechs Monaten zurück nach Hause. Als nächstes konnte ich zusammen mit einem Schreiner einen Stuhl entwerfen und bauen, was eine Aufgabe war, in der ich voll aufging. Geld ließ sich damit jedoch nicht verdienen, deshalb musste ich mich doch wieder bewerben, unter anderem bei Florian Nagler. In seinem Büro hatte er keine Stelle für mich, aber an seinem Lehrstuhl, Diese Tätigkeit gab mir schon als junger Absolvent die Möglichkeit, neben dem geregelten Einkommen kleine eigene Projekte umzusetzen.

Der Auftrag für den "Heu Stadl" kam aus der Familie. Das "Kunst Kabinett" sowie das "Warte Haus" wurden von öffentlichen Bauherrn in Auftrag gegeben. Wie schafft man es, als junger Architekt mit wenigen Referenzen solche Aufträge zu erhalten?

Ich spreche die Gemeinden direkt an! So habe ich beispielsweise dem Bürgermeister in Pfarrkirchen meine Ideen zum Umbau des Turms vorgestellt. Das Projekt "Kunst Kabinett" lag dann drei Jahre in der Schublade, wurde aber schließlich doch umgesetzt und nach HOAI abgerechnet.

Anfangs dachte ich, in den glorreichen Siebzigerjahren sei es für Architekten viel leichter gewesen, an Aufträge zu kommen. Carlo Baumschlager sagte mir aber, dass dies nicht stimme! Ich folge also dem Rat von Peter Haimerl, der meint: Man darf als Architekt nicht am Schreibtisch sitzen und auf Aufträge warten. Man muss sich die Aufträge selbst suchen! Durch diese ersten Initiativprojekte beginnt man auch, sich ein eigenes Netzwerk aufzubauen, über das dann neue Aufträge kommen.

Manche bezeichnen Ihre Architektur als konservativ, weil sie sich stark auf historische Themen bezieht - gestalterisch und konstruktiv. Dabei lassen Sie sich gleichermaßen auf 100 Jahre alte Holzbauten wie auf Wohnhäuser aus den Fünfzigerjahren ein. Was bedeutet die Vergangenheit für Sie?

Zum einen ist fast jede Architektur aus etwas anderem entstanden, das ihr voranging. Nichts ist ohne Bezug zur Vergangenheit, auch wenn so mancher Anhänger eines wie auch immer gearteten modernen Bauens das abstreiten würde. Zum anderen ist meine Arbeit voll von Widersprüchen. Diese Widersprüchlichkeit sehe ich als Charakteristikum unserer Zeit. Es gibt keine klare Richtung mehr, der sich viele Architekten

BAUNETZWOCHE#504

anschließen – wie beispielsweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts die klassische Moderne –, sondern ganz viele unterschiedliche Tendenzen. Manche Architekten bauen sozial engagiert, und dann gibt es Kapitalisten wie Patrik Schumacher. Es gibt die Berliner Schule um Hans Kollhoff und genauso Büros wie de Vylder Vinck Taillieu.

In Belgien passiert derzeit ohnehin Unglaubliches! Die Collagenarchitektur von Jan de Vylder basiert auf der vorgefundenen Bautradition dort, wo beispielsweise der Großvater den dritten Anbau an das Haus gebastelt hat. Wenn wir jungen Architekten aus Deutschland nach Belgien schauen, können wir das nicht einfach übernehmen, weil es hierzulande ganz andere Bautraditionen gibt. Zu meiner Überraschung hörte ich von belgische Kollegen, dass sie mein "Warte Haus" großartig finden. Sie sagen: Wenn Du in Bayern baust, kannst Du nicht Belgien spielen, sondern musst Dich auf Deine eigene Geschichte beziehen. Bayern ist nun mal auf Tradition bedacht.

Die untere Konstruktion des "Warte Hauses" ist komplett ausgelasert, vorgefertigt und verschraubt. Die Konstruktionsweise ist also zeitgemäß, aber das Ergebnis erinnert an Bauwerke aus dem 19. Jahrhundert. In der damaligen Zeit haben Architekten und Handwerker aufwendige gusseiserne Konstruktionen entwickelt. Im Vergleich dazu ist mein "Warte Haus" eher banal. Das Dach basiert auf einer Brettschichtholzplatte, also einem modernen Bauprodukt. Das Kupferdach in seiner Feinheit ist allerdings tatsächlich traditionelle Handwerkskunst. Meine Arbeit ist so widersprüchlich, wie die Zeit, in der sie entsteht.

Warum ist das Handwerk für Sie interessant?

Der Stahlbauer, mit dem ich beim "Warte Haus" zusammengearbeitet habe, war froh über die kleine Herausforderung. Sonst schweißt er jeden Tag nur hunderte von Metern Standardgeländer. Während sich Architekten in Belgien in ihrer Arbeit darauf beziehen, dass das Handwerk tot ist, bin ich als Bayer in einer Zwickmühle: Soll ich das akzeptieren oder wäre es vielleicht schön, wenn wir das Handwerk wieder hätten?

Heute wird im Baubereich viel mit Wegwerfware gebaut: Häuser mit Kunststofffenstern und -wärmedämmung. Handwerk kostet zwar anfangs mehr, hat aber auch den Anspruch, lange zu halten. Wenn wir als Architekten wieder eine gute und langlebige Baukultur wollen, müssen wir das Handwerk forcieren. Ob mein Weg dabei der rich-

tige ist, weiß ich allerdings auch nicht. Ich versuche mit meiner Arbeit diese Fragen aufzuwerfen, beantworten kann und will ich sie jedoch nicht alleine.

Das "Warte Haus" wurde im BauNetz diskutiert, eine häufige Frage der Leser lautete: Wie sieht es im Gebrauch aus?

Es gibt kleine Schmierereien mit dem Edding, jemand drückt seine Zigarette auf der Holzbank aus, aber das macht das Bauwerk eher besser. Das Metall ist bewusst nicht pulverbeschichtet, sondern mit dem Pinsel angemalt, sodass man im Pinselduktus ein bisschen Handwerklichkeit spürt. Die Farbe blättert nach und nach an einzelnen Stellen ab, wenn jemand zum Beispiel mit seinem Rollkoffer anstößt. Auf der Scheibe setzt sich Staub ab, so wird das Haus im Stadtraum präsenter. Ich finde, das "Warte Haus" altert wunderbar!

Der Artikel im BauNetz hat mir gut gefallen, weil er die Diskussion angeregt hat. Es wurde da die Frage aufgeworfen, ob Bushaltestellen heute nicht mit WLAN ausgestattet sein sollten, was in diesem Fall nicht so ist. Dieser Uhrenturm ist anachronistisch. Niemand braucht ihn, jeder hat heute eine Uhr oder ein Handy bei sich. Das Projekt heißt bewusst nicht "Haltestelle", sondern "Warte Haus". Der Turm ist ein Symbol oder eine Frage, die ich in den Raum stellen will: Kann man nicht mal zehn Minuten einfach dasitzen und warten? Viele beschäftigen sich heute mit ihrem Handy, was auch gut ist. Ich weiß um die Vorteile dieser Geräte, habe aber selbst kein internetfähiges Modell. Wenn ich beispielsweise im Zug sitze, muss ich entweder aus dem Fenster schauen und nachdenken oder lesen.

Diese Thematik hängt auch mit der Diskussion um das Handwerk zusammen: Wollen sich Bauherrn die Zeit nehmen, dass handwerkliche Lösungen entwickelt und umgesetzt werden? Oft muss alles extrem schnell gehen. Die Arbeiten von de Vylder Vinck Taillieu sehen oft so aus, als hätten sie das mal eben skizziert und umgesetzt, aber das stimmt nicht. Obwohl diese Projekte ohne traditionelles Handwerk auskommen und große Lockerheit vermitteln, steckt viel Zeit und Arbeit darin. Deshalb will ich mit meiner Arbeit auch die Frage aufwerfen: Wie viel Zeit nehmen wir uns zum Bauen?









DYNAMIK AUF DER BAUSTELLE

VON LUISE RELLENSMANN



ConstructLab auf der Baustelle von "The Arch" in Genk, Foto: ConstructLab/OST, Bert de Backer (oben)





"Mont Réel" in Montreal, Foto: Ashutosh Gupta / Goetheinstitut Montreal

Grafiker, die den Pinsel schwingen, Architekten, die bauen, Designer, die Stühle tischlern und Soziologen, die nachbarschaftliche Beziehungen erproben, aber auch Braumeister, DJs oder Fotografen gehören zu ConstructLab, einem Netzwerk aus Machern verschiedener, im weitesten Sinne gestalterischer Berufe. Was die rund sechzig Mitwirkenden verbindet, ist die Lust, selbst Hand anzulegen. Die oft sozial engagierten Projekte des 2012 gegründeten Kollektivs bewegen sich dabei vornehmlich im Rahmen experimenteller Architektur. Kern der Arbeit ist das Zusammensein, das gemeinsame Wirken auf der Baustelle: eine temporäre Konstellation, die laut Gründer Alexander Römer unvorhersehbare Dynamiken hervorbringen kann.

Wie im belgischen Genk, wo 2017 über der brachliegenden Kohlengrube Watenscheid mit "The Arch" ein Monument aus Plastikmüll entstand, dessen endgültige Erscheinungsform während der gemeinsam vor Ort verbrachten Zeit definiert wurde. Für mehrere Wochen lebten und arbeiteten die verschiedenen Mitwirkenden in einer bewohnbaren Konstruktion, die als "lebendes Gerüst" für die Errichtung des Wahrzeichens konzipiert war. Die 26 Meter lange hölzerne Bogenkonstruktion eigneten

sie sich in dieser Zeit sowohl gestalterisch als auch programmatisch im Zusammenspiel mit lokalen Akteuren an. Die drei Geschosse der Struktur beherbergten Schlafzellen, Toiletten und Dusche, Präsentationsraum, Werkstatt, Küche und Atelier. Mit dem Ende der Bauzeit verschwand das Gerüst und hinterließ eine farbenfrohe Bogenskulptur als neues Wahrzeichen für die postindustrielle Landschaft des ehemaligen Zechengeländes. Wie so oft bei den Projekten von ConstructLab wird auch in Genk das für den Bau notwendige Material wiederverwendet. Das Nachleben des Bogengerüsts: 2018 wird es als Kinderferienlager an anderer Stelle in die Stadt zurückkehren.

Die Philosophie des Kollektivs ist die Verbindung von Konzeption und Konstruktion, von Entwerfen und Bauen in einer Hand – oder besser: in vielen Händen. Denn bei ConstructLab "arbeiten alle zusammen an etwas Großem, das nur in Gemeinschaft entstehen kann – und jeder hat dabei eine besondere Verantwortung", so Alexander Römer über das Zusammenwirken. Der Mitte vierzigjährige Architekt und Zimmermann hat den vereinsähnlichen Verbund 2012 ins Leben gerufen. Der Kern von rund vierzig europaweit verteilten Gestaltern präsentiert sich auf der Team-Website. Den Ursprung ihrer spezifischen Arbeitsweise sieht Römer in seinem eigenem beruflichen Hintergrund: "In meiner Brust schlägt das Herz eines Zimmermanns und eines Architekten. Die Arbeit des Handwerkers kann so kreativ sein, hat aber wenig Platz in heutigen Planungsprozessen", bemängelt er. Auf den ConstructLab-Baustellen kann der Handwerker zum Entwerfer werden und umgekehrt.

Zuvor gehörte Römer dem Pariser Kollektiv Exyzt an, das 2006 mit der Bespielung des Französischen Pavillons unter Kurator Patrick Bouchain während der Architekturbiennale in Venedig bekannt wurde. Damals ging es darum, "einen Ort zu schaffen, an dem Architektur mehr ist als ein bloßes Objekt, das sich durch Abbildungen und Zeichnungen repräsentieren lässt", erinnert sich Römer. Rund vierzig Menschen lebten über mehrere Monate in dem Pavillon, der zur Anlaufstelle für die gesamten Giardini wurde. ConstructLab knüpft an dieses Architekturverständnis an: "Architektur spannt einen Raum der Möglichkeiten auf, der zum Mitmachen einladen soll", fasst Römer zusammen.

BAUNETZWOCHE#504

"Zusammen bauen" – Construir Juntos war dann auch das Motto des ersten kollektiven Projekts, dem *Curators' Lab* in Guimarães im Norden Portugals. Auf Einladung der Kulturhauptstadt 2012 schuf das Kollektiv auf einem verlassenen Fabrikgelände einen temporären Ort für Künstlerresidenzen, an dem der ganzheitliche Schaffensprozess der geladenen Kreativen für Kulturhauptstadt-Besucher sichtbar wurde. Auch hier wurde anschließend das verbaute Material weiterverwendet: Das Holz wurde im Projekt "Casa do Vapor" (2013) rund 400 Kilometer südlich bei Lissabon in einem Fischerdorf am Tejo-Strand verbaut.

Wie in Guimarães sind es oft "urbane Leftovers, links liegen gelasse Flächen, die nicht mehr wahrgenommen werden", auf denen ConstructLab "Ausprobierprojekte für Brachen" platzieren, beschreibt Römer. So auch 2014 in Darmstadt, wo mit der "Main Hall" ein eigentlich zeitlich begrenzter Veranstaltungsort entstand, den er und sein Team am Osthang der Darmstädter Mathildenhöhe gemeinsam mit Atelier Bow-Wow im Rahmen des von Raumlabor kuratierten Darmstädter Architektursommers realisierten. Bis heute dient die Baubuchenkonstruktion mit ihrer Fassade aus Kunststoffwellplatten als Ausstellungs- und Veranstaltungsraum, etwa für die nahegelegene Fachhochschule.

Viele der ConstructLab-Projekte sind zunächst temporär geplant – auch deshalb, weil es schwierig wäre, regulär eine Baugenehmigung für sie zu bekommen. Doch sie haben immer das Potenzial zur Verstetigung: "Projekte werden ausgedacht, gebaut und aktiviert", so Römer, und wenn Letzteres funktioniere, dann haben sie eine Chance auf langfristiges Bestehen. In Mons entwickelte sich aus dem 2015 von ConstructLab angeschobenen Projekt "Mon(s) invisible" – einem Garten auf dem Dach der ehemaligen Festungsanlage – eine Nachbarschaftsinitiative. Es entstand ein Verein aus unterschiedlichsten lokalen Akteuren, die sich zukünftig für Instandhaltung und Betrieb der Anlage verantwortlich fühlen.

Erfahrungen wie diese motivieren das Kollektiv, weiterhin Energie in zunächst kurzzeitig angelegte Vorhaben zu stecken. Sie zeigen, dass das Konzept vom gemeinsamen Arbeiten und dynamischen Entwickeln von Projekten vor Ort aufgeht, denn ConstructLab versteht den Bauprozess nicht als reines Ausführen von Ideen. Wichtig ist dem Team immer, ihn für Interessierte offen zu halten und die Aneignung durch lokale Akteure zu fördern, sodass Neues, Ungeplantes und eine Identifikation mit dem

jeweiligen Ort entstehen können. Römer ist überzeugt: "Man muss Situationen schaffen, in denen Leute mitmachen können." Das Basteln von Stühlen und Bänken allein reiche darum nicht aus, das produziere höchstens gute Bilder. Das Kollektiv möchte aber im öffentlichen Raum so viele Menschen wie möglich ansprechen, weshalb die Projekte niedrigschwellig sein und Neugierde wecken müssen, so das Fazit aus der bisherigen Arbeit, die rund 60 Projekte von ganz groß bis ganz klein umfasst.

Ein Höhepunkt auf jeder Baustelle ist das "Building Festival", ein etwa zweiwöchiges Zeitfenster, während dem das ConstructLab-Team mit Locals und anderen Interessierten wie Studierenden zusammenarbeitet und meist auch auf der Baustelle lebt. Gutes Essen als regelmäßiges Ritual nach getaner Arbeit gehört ebenfalls immer dazu, und neben dem gemeinsam geschaffenen Ergebnis folgt aus den Projekten darum zugleich ein großer Zusammenhalt unter den Erbauern – etwa den "Arches" oder "Mountaineers", wie sich zum Beispiel die Projektbeteiligten in Genk oder in Montreal nennen. Dort entstand im Sommer 2017 unter dem Namen "Mont Réel" ein bergähnliches Forum als Veranstaltungsort auf einem zukünftigen Universitäts- und Wissenschaftscampus.

Aber wie arbeitet eine fast schon unüberschaubare Zahl an Beteiligten im Alltag zusammen? Alle ConstructLab-Mitglieder gehen in der Regel auch eigenen Projekten nach oder sind in Lehre und Forschung tätig – etwa in Berlin an der UdK und der Kunsthochschule Weißensee oder in Cottbus an der Technischen Uni. Römer selbst lehrt derzeit als Gastprofessor an der École de Design der UQUAM in Montréal. Berlin und Portugal bilden die Koordinationsschwerpunkte der über ganz Europa verteilten Gruppe, wo sich das Kollektiv im Wechsel einmal jährlich für mehrere Tage trifft. Dann teilen sie die über das Jahr gesammelten Erfahrungen, besprechen Projekte und Konflikte und entwickeln Visionen für die gemeinsame Zukunft. "Das internationale Netzwerk soll sich durch handwerkliche Projekte – das gemeinsame Machen – weiterentwickeln." Gerade als Gegentrend zur fortschreitenden Digitalisierung sei das wichtig, so Römer. Außerdem wünscht er sich "einen Ort in Berlin, an dem sich das Kollektiv langfristig unter einer klaren Produktionsidee weiterentwickeln kann. Kein Betahaus, wo man sich für teures Geld einen Arbeitsplatz mietet, sondern eine Art Werkstatt und Herberge."

Bisher haben ConstructLab zwei kleinere Projekte in der Hauptstadt realisiert: Den



"W.o.W. - Workshop on Wheels", eine mobile Werkstatt, die den Sommer 2017 über auf dem Campus des Bauhaus-Archivs stand und die für die nächsten zwei Jahre europaweit auf Reisen gehen wird. Und einen 30 Quadratmeter großen "Parasiten", der unter dem Vordach des Zentrums für Kunst und Urbanistik (ZK/U) klebt, das in einem alten Bahngebäude in Moabit ansässig ist. Den vom Berliner Künstlerbund geförderten Atelierraum mit seiner Fassade aus recycelten Schultafeln und bester Aussicht auf Schiffe und Containerkräne des Westhafens werden ConstructLab 2018 selbst für einen Monat nutzen.

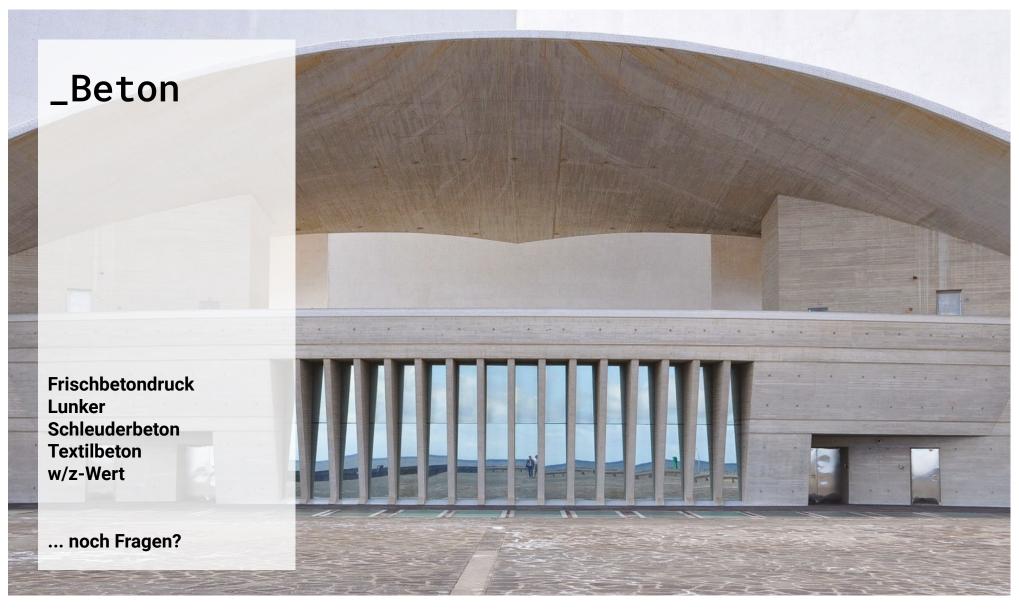
www.constructlab.net





Ganz links: "Construir Juntos" in Guimarães, das später bei Lissabon als "Casa do Vapor" recycelt wurde. Fotos: ConstructLab Links: "The Arch" in Genk, Foto: Alex Roemer











DIE TRÄUME ANDERER - BIENNALE IN ORLÉANS

In Venedig folgt Kunst auf Architektur und Architektur auf Kunst – eine Trennung, die nur auf dem Papier sinnvoll zu sein scheint. Konsequenter verfährt da in gewisser Weise die Biennale des FRAC in Orléans, die beide Disziplinen zusammenbringt. Als künstlerischer Ausgangspunkt dient die Sammlung des Museums, die für die Ausstellung um zahlreiche Beiträge geladener Architekten und Künstler ergänzt wird. Das Motto in diesem Jahr: "Walking through someone else's dream". Das klingt vage, meint aber ganz konkret, Träume und Sehnsüchte als Antrieb menschlichen Handelns ernst zu nehmen. Der Pariser Architekt Patrick Bouchain wird außerdem mit einer Sonderausstellung geehrt. sb // Bis 1. April 2018 // Bilder: Encore Heureux Architectes: Patrick Bouchain, Foto von Grégoire Merlin, House from a drawing of Ettore Sottsass von 2A+P/A, Foto von Antonio Ottomanelli, 2013 // www.biennale-orleans.fr